

VERDIAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Marie, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, und Vladimir, Großfürst von Rußland. Von Arthur von Truhart (mit Porträts). — Die Nase von Tuolumne. Von Bret Harle. (Schluß). — Italien (mit zwei Abbildungen): See Nemi, von Gustav Cloß und Verona, von Gustav Bauerneind. — Verlorene Mühe. Von Jacob Falke. — Ein Paar Holzpantöffeln. Von Ouida. (Fortsetzung). — Alte Episen (mit Abbildungen). — Die Mode. Originalcorrespondenz aus London. — Ausländischer Büchermarkt für Frauen. — Auflösungen der Schachaufgabe und des Rebus Seite 180. — Buchstaben-Räthsel. — Räthselprüfung. — Correspondenz.

Marie, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, und Vladimir, Großfürst von Rußland.

Es war zur Zeit der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin, im September 1872, als selbst unter den vielen glänzenden Erscheinungen, die diese Festlichkeiten boten, ein junges Paar allgemein auffiel, das bei mehr, denn einer Gelegenheit die neckische Laune des Zufalls zusammenführte, häufiger, als es die Etikette nöthig machte. Und in den Hoflogen des Opernhauses und auf den Hofbällen wollten denn Diese und Jene, und Dieser und Jener bereits die Beobachtung gemacht haben, daß der stattliche, russische Kaiserjohn dieses Spiel des Zufalls gar nicht so ungern sehe, das ihn bald hier, bald dort zum Cavalier und zum Gesellschafter der schönen, geistreichen Mecklenburgischen Prinzessin machte.

Seit jenen festlichen Tagen waren über anderthalb Jahre vergangen. Die scharfen Beobachtungen und die geheimnißvollen Andeutungen der angeblich „Eingeweihten“ waren in den Hofkreisen bereits vergessen und als müßiger Hofkatsch zu dem „Nebrigen“ gelegt worden. Wieder standen in Berlin zu den ersten Tagen des Mai 1874 Hoffestlichkeiten zur Feier des erwarteten Besuchs Kaiser Alexander's von Rußland bevor, der mit seinen beiden Söhnen, den Großfürsten Vladimir und Alexei, auf der Reise nach Stuttgart und England, wie immer zuerst einige Tage in der Residenz des Deutschen Reichs weilen wollte.

Da brachte der Telegraph aus Petersburg die Nachricht, daß der Großfürst Vladimir Alexandrowitsch, der zweite Sohn des Kaisers, noch vor der Abreise seines Vaters sich aus Petersburg nach Schwerin, zum Besuch an den dortigen Hof begeben habe. Und gleichzeitig illustrierten nun auch die officiösen und den Hofkreisen nahestehenden deutschen Blätter diese an und für sich gerade nicht zur telegraphischen Colportage sehr geeignete Reizenotiz mit der Nachricht von der Verlobung des Großfürsten Vladimir von Rußland mit der Herzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin.

So triumphirten denn wenigstens nachträglich noch die „Eingeweihten“, die „scharfen Beobachter“.

Die Herzogin Marie Alexandrine Elisabeth Eleonore ist die einzige Tochter des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II. und dessen erster Gemahlin Auguste Mathilde Wilhelmine, einer geborenen Prinzessin Reuß aus der Paragiatzlinie Schleiz-Köstritz. Die junge Fürstin ist gegenwärtig gerade zwanzig Jahre alt, eine edle imponirende Erscheinung mit einem interessanten Gesicht.

hat sich dieses Renommée selbst noch bei seinem kürzlichen Aufenthalt in Berlin zu wahren gewußt, trotzdem er doch eigentlich jetzt für die fürstliche und blaublutige Damenwelt — hors de concours ist. Er ist Generaladjutant, Chef dreier russischer und des thüringischen Husarenregiments Nr. 12, außerdem Vicepräsident der Petersburger kaiserlichen Akademie der Künste, deren Präsidentin die Großfürstin Maria Nikolajewna, die Schwester des Kaisers, ist. Dieses Amt entspricht am meisten seinen Neigungen und Liebhabereien. Er hat eine wahre Leidenschaft für die bildende Kunst, einen feinen und gesäuterten Geschmack und ist sogar selbst Consumant von Aquarellfarben und Zeichenstift. In allen Ateliers der Residenz an der Newa ist er eine bekannte und beliebte Erscheinung, ein Protector aller talentvollen Maler und Bildhauer. Auch in Deutschland hat er auf seinen vielen Reisen, zumal in Düsseldorf und in München, die Ateliers der berühmtesten Künstler durchwandert, oft incognito und mit Geschick — das Handwerk grühend. Sein von dem Professor Resjanow gebautes Palais an der Newa, unweit des berühmten, einst Potemkin gehörigen und jetzt von dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch bewohnten Marmorschlosses und in der Nähe des schönen Sommergartens gelegen, ist ein wahres Schmuckstückchen, sowohl in der äußeren Gestalt, wie in der geschmackvollen und an Kunstschätzen reichen Einrichtung. Es wurde erst kurz vor der Abreise des Großfürsten Vladimir nach vierjähriger Bauarbeit gänzlich vollendet. Der Kaiser, der Thronfolger und die Thronfolgerin nahmen die Einrichtung desselben einige Tage vor der Reise in das Ausland in Augenschein und wußten dem künftigen Schloßherrn sowohl, wie dem Erbauer für Schaale und Kern nicht genug Schmeichelhaftes zu sagen.



Marie, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Vladimir, Großfürst von Rußland.

Am Berliner Hofe, wo sie ein oft und gern gesehener Gast ist, gilt sie als ein „esprit fort“. Jener preussische Kammerherr, der bereits im September 1872 die „geistreiche“ Aeußerung zum Besten gegeben, daß die Herzogin Marie denn esprit für zwei Kaiserinnen Katharina besäße, hat wohl wider Willen ein nicht ganz loyales Compliment gemacht.

Der Großfürst Vladimir Alexandrowitsch ist der zweite Sohn des Kaisers von Rußland, geboren den 22. April 1847. Nicht allein in Petersburg gilt er gegenwärtig als der schönste und liebenswürdigste aller dieser stattlichen Romanow's und

Von Schwerin war der Großfürst in Begleitung der Großherzoglichen Familie am 3. Mai nach Berlin gereist, wo etwas früher bereits der Kaiser Alexander eingetroffen war. Hier, im Palais des Kaisers Wilhelm und im engsten Familienkreise, fand dann die Proclamation der Verlobung des jungen Paares statt. Der Toast des Kaisers Alexander beim Galadiner im Aldersaale am 4. Mai galt dieses Mal dem dem jungen Brautpaar, das auch bei den weiteren Hoffestlichkeiten, bei den Soirées und Theatervorstellungen der Mittelpunkt der

Feierlichkeiten und der Attractionspunkt der neugierigen Zuschauer war. Ihren russischen officiellen Ausdruck fand diese feierliche Proclamation in einem am folgenden Tage in der Berliner griechisch-orthodoxen Gesandtschaftscapelle abgehaltenen Gottesdienst.

Durch diese bevorstehende Vermählung verbinden sich die regierenden Familien von Rußland und Mecklenburg-Schwerin in neuerer Zeit wieder zum ersten Mal direct mit einander. Dagegen ist der Großherzog Friedrich Franz II. der Vetter des Kaisers Alexander II., indem beider Mütter Schwestern waren. Die verwitwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Alexandrine, eine Schwester des Kaisers Wilhelm und der verstorbenen Gemahlin Kaiser Nikolaus I., Alexandra Feodorowna, die jüngste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. und der Königin Louise, lebt noch und befand sich ebenfalls zur Verlobungsfeier unter den fürstlichen Gästen in Berlin. Somit erhebt denn auch diese Verlobung als eine neue Verstärkung der Familienbände zwischen der russischen und der deutschen Kaiserfamilie. Diese Vermählung führt aber auch zum ersten Mal eine Verschwägerung des russischen Kaiserhauses mit den Orleans herbei, indem der Graf von Paris der Sohn einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin ist, jener durch ihr Unglück, wie durch ihre Tugend gleich berühmten Helene von Orleans. Sie war die Tochter eines nie zur Regierung gelangten Erbprinzen, und Cousine des jetzt regierenden Großherzogs, so daß also die Herzogin Marie mit dem Prätendenten von Orleans als einem Second-Cousin verwandt ist. Ferner ist die Herzogin Marie durch ihre Mutter eine leibliche Nichte des Prinzen Heinrich VII. von Ruß, des gegenwärtigen deutschen Botschafters am Hofe zu St. Petersburg.

Uebrigens lassen sich auch noch aus der älteren Geschichte des Hauses Romanow Verbindungen des russischen Czarengehechts mit dem Mecklenburg-Schweriner Fürstenhause nachweisen. So war der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin mit der Großfürstin Katharina Iwanowna, einer Schwester der Kaiserin Anna Iwanowna von Rußland und einer Nichte des Kaisers Peter des Großen verheirathet. Deren Tochter Anna Leopoldowna war von 1740-41 Regentin für ihren minderjährigen Sohn, den Kaiser Iwan von Rußland, der als Kind bereits von der Kaiserin Anna Iwanowna adoptirt und zum Nachfolger ernannt war. Endlich war eine Tochter Kaiser Paul's, die Großfürstin Helene Pawlowna, mit dem Erbprinzen, späteren Großherzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählt.

In Rußland erweckte die Nachricht von der stattgehabten Verlobung des sehr populären Kaiserjohannes allgemeine Theilnahme, die sich in den Aeußerungen der Presse und in vielen Glückwünschadressen kund gab. Die junge Prinzessin war allerdings bisher noch nicht in ihrem zukünftigen Vaterlande gewesen, aber die massenhaft nach Petersburg importirten Photographien der fürstlichen Braut, die sympathischen Aeußerungen der Berliner Correspondenten vieler Petersburger Blätter trugen schnell dazu bei, ihren Namen und ihre Persönlichkeit in den weitesten Kreisen populär zu machen. Ein merkwürdiges Elaborat förderte zu diesem Zweck auch die Moskauer Zeitung zu Tage. Dieses Organ des bekannten russischen Professors und Journalisten Katow begrüßte die Herzogin als eine Rußland stammverwandte Slawin und gab seinen Lesern gleichzeitig einen ganzen Excurs über die slavische Abstammung des Mecklenburger Herrscherhauses, der mit dem Wendenkönig Jtbus und dessen, 1170 zu deutschen Reichsfürsten ernannten Nachkommen Gottschalk und Pribislaw beginnend, bis auf die neueste Zeit hinabging. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sich die Prinzessin auch ohne dieses genealogische Attest der Moskauer Zeitung dereinst als russische Großfürstin in dem neuen Vaterlande glücklich und heimisch fühlen wird.

Am 5. Mai verließ der Kaiser von Rußland mit seinem Sohne, dem Großfürsten Alexei, die Hauptstadt des Deutschen Reiches, um in Stuttgart der Vermählung seiner Nichte, der Großfürstin Wera Konstantinowna mit dem Herzog Eugen von Württemberg beizuwohnen. Der Großfürst Wladimir blieb dagegen, obgleich auch er ursprünglich dieser Vermählung seiner Cousine beizuwohnen beabsichtigt hatte, noch bis zum Morgen des 6. Mai in Berlin und reiste dann in Begleitung seiner Braut und deren fürstlichen Eltern nach Schwerin. Um 5 1/2 Uhr Nachmittags traf der Extrazug dort zum festlichen Einzuge des jungen, nummehr auch urbi et orbi proclamirten Brautpaares in der Residenzstadt ein. Das Bahnhofgebäude in Schwerin, der Perron, die großherzoglichen Empfangszimmer waren prachtvoll mit Blumen und Topfgewächsen, mit deutschen, mecklenburgischen und russischen Fahnen, Wappen und Emblemen geschmückt. Auf dem Perron war eine Ehrenwache des Grenadierregiments Nr. 89 mit Fahne und Offiziercorps aufgestellt. Zur Begrüßung hatten sich dort die Minister, die Generalität, das ganze Offiziercorps, die Hofbeamten, der erste Bürgermeister der Stadt und viele Würdenträger eingefunden. Als der Zug in den Bahnhof einlief, intonirte die Militärmusik die russische Nationalhymne. Der Großherzog, in Uniform des Grenadierregiments Nr. 89, ging mit dem Großfürsten, der die Uniform eines russischen Generaladjutanten trug, die Front der Ehrencompagnie entlang und nahm den militärischen Rapport entgegen. Dann wurden dem Großfürsten von dem Großherzog die anwesenden Minister und hohen Militärs vorgestellt. Im Namen der Stadt Schwerin begrüßte der Bürgermeister Pohle in kurzer Ansprache den Großfürsten. Nach kurzem Aufenthalt in den Empfangszimmern bestiegen dann die Herrschaften die bereit stehenden Wagen. Voran in einer, von zwei weißen Schimmel gezogenen, offenen Equipage fuhr das Brautpaar, dann folgte der Großherzog mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen, und ihnen die übrigen Angehörigen des Großherzoglichen Hauses. Ueberall auf den Straßen, die im festlichsten Schmucke der Banner und Blumen prangten, begrüßte das zahlreiche Publicum in herzlichster Weise das junge Paar, in dessen Wagen ein förmlicher Regen von Blumensträußen fiel. Von dem großherzoglichen Schlosse, wo der zukünftige Eidam des Großherzogs für die Dauer seines Aufenthalts in Schwerin Wohnung genommen hat, hielt endlich der nur langsam durch die dichten Menschenmassen Schritt vor Schritt sich bewegende Zug. Am Abend des Einzuges war ganz Schwerin festlich illuminirt und machte das Brautpaar um 9 1/2 Uhr eine Rundfahrt durch die glänzend erleuchteten und noch mehr

wie am Tage belebten Straßen, überall von sympathischem Zuruf begrüßt.

Der Großfürst Wladimir hat alle Reisepläne, die ihn zuerst nach Stuttgart, nach England, nach Stuttgart, nach Ems bringen sollten, im Stich gelassen und für den Sommer seine Residenz in Schwerin und in Ludwigslust, dem großherzoglichen Sommerschlosse aufgeschlagen. Die Hochzeit des fürstlichen Paares soll bereits im August dieses Jahres stattfinden.

Arthur von Truhart.

Die Rose von Tuolumne.

Von Bret Harte.

Autorisirte Uebersetzung von Udo Brachvogel.

(Schluß.)

II.

Als das Attentat auf Ridgeway in Four Forks bekannt wurde, war die allgemeine Annahme die: daß dasselbe von einem Wegelagerer verübt worden sei, der beim Herannahen der Wingdoner Postkutsche die Flucht ergriffen habe. Und zwar schien diese Annahme insofern von Ridgeway selbst bestätigt zu werden, als er ihr weder widersprach, noch ihr etwas hinzufügte. Seine Wunde war schwer, aber nicht gefährlich, und bald nachdem die ersten Zweifel über einen glücklichen Verlauf der Heilung gehoben waren, begann auch die einer ländlichen Anschauungsweise besonders in Californien nahe liegende Ansicht Platz zu greifen, daß der verwundete Mann sich insofern die Schuld allein zuzuschreiben habe, als er als ein Fremder in diese Gegend eingedrungen sei, und daß die traurigen Folgen dieses schwerwiegenden Mangels in Zukunft eine Lehre für ihn, eine Warnung für seines Gleichen sein würden. „Habt Ihr schon gehört, wie dieser San Franciscoer Bursche es abbekommen hat?“ Das etwa war die Tonart, aus welcher schon am zweiten Tage die Fragen lauteten, mit denen die guten Provinzialen von Tuolumne ihre Besprechungen des blutigen Vorfalles einzuleiten liebten. Am dritten aber gab es schon Niemand mehr, der nicht zugestanden hätte, daß Ridgeway's meteorartiges Erscheinen im County thatsächlich dazu angethan gewesen wäre, jeden conservativen, auf Wahrung der Sonderinteressen jener Gegend aufrichtig bedachten Wegelagerer außer sich zu bringen.

Mit Ausnahme der wenigen Worte, welche der Verwundete bald nach der That zu Jenny gesprochen, beobachtete er das tiefste Stillschweigen über den Vorfall. Selbst wenn seine Ketterin einen Versuch machte, Andeutungen oder Einzelheiten, welche ein Licht auf die Person des unbekanntem Angreifers hätten werfen können, herauszulocken, hatte er keine andere Antwort, als ein leichtes Zwinkern mit den Augen, das sie deuten mochte, wie es ihr beliebte. Wenn aber gar Mr. Mac Closty eine gleiche Anstrengung machte, dann ließ es der Kranke nicht beim Zwinkern bewenden, sondern überhäufte den unbehaglichen Frager mit ganzen Ladungen jener Beiworte, welche ihm diesem Erwählten gegenüber in so erstaunlicher Fülle zur Verfügung standen, oder er griff gar mit seinen wachsenden Kräften nach allerlei Wurfgeschossen in Gestalt von Pantoffeln, Theelöffeln, Pulverschachteln und sonst im Bereich seiner Hände befindlichen Gegenständen. „Ich denke, er ist jetzt darüber hinweg, Djinny,“ sagte Mr. Mac Closty am sechsten Tage zu seiner Tochter, „er hat mir eben einen von den schweren Leuchtern an den Kopf geworfen.“

Um diese Zeit geschah es, daß Miß Jenny, nachdem sie ihrem Vater nach Abnahme eines heiligen, sein Schweigen verbürgenden Eides die Umstände, unter denen sie Ridgeway an jenem Morgen in das Haus getragen, auseinander gesetzt hatte, plötzlich auf die Idee kam, ihren Pflegling nicht mehr Ridgeway, sondern sehr förmlich Mr. Dent zu nennen, und jedes Mal, wenn sie zur Erfüllung einer ihrer häuslichen Pflichten sein Zimmer betrat, ihn um Entschuldigung für ihr „Eindringen“ und für die „Störung“, die sie verursachte, zu bitten. Um diese Zeit geschah es ferner, daß sie immer gewissenhafter in der Erfüllung jener Pflichten und immer sparsamer mit ihren persönlichen Aufmerksamkeiten gegen den Wiedergenesenden, immer geiziger mit ihren Erkundigungen nach seiner zunehmenden Besserung wurde. Und endlich geschah es auch um diese Zeit, daß sie wieder Gesellschaft im Hause zu sehen begann, daß sich die alten Bewunderer wieder herbeidrängten, daß sie mit ihnen ausging, ausritt und sogar tanzte, und daß sie, als Ridgeway das erste Mal auf die Veranda gebracht werden konnte, ihm daselbst mit vollkommener Ruhe Miß Lucy Ashe, Schwester ihres Verlobten und eine gefährliche, als „Haupt-Herzbrecherin“ von Four Forks bekannte Brünnette vorstellte. Und nicht genug mit all dieser in das eben noch so stille Haus zurückkehrenden Geselligkeit und Heiterkeit — sie beschloß auch noch außerhalb des Hauses sich in den Rausch von allerlei Zerstreuungen zu stürzen und zu diesem Zweck für die Dauer einer Woche nach den Robinson's überzusiedeln, denen sie ohnehin einen Besuch zu schulden sich erinnerte. Sie unterließ sich daselbst so vortrefflich und mit solchem Eifer, daß sie ganz hohlköpfig und bleichwangig wieder heim kam — eine Erscheinung, als deren Grund sie ihrem Vater die Menge lärmender Festlichkeiten angab, welche sie mitzumachen gehabt.

„Du weißt, Vater, wie Jack Ashe ist, und daß es mit dergleichen so ziemlich vorüber sein wird, wenn wir erst ein Mal verheirathet sein werden. Ich muß meine Zeit nützen, so lange es noch angeht.“ Und sie ließ ein plötzliches, kurzes und ganz seltsames Gelächter hören, welches sie sich erst in neuester Zeit angewöhnt hatte, und das eigentlich gar nichts Heiteres und Herzliches hatte. „Und was macht Mr. Dent, Vater?“

Mr. Mac Closty erwiderte, es gehe ihm gut, so gut, daß er bereits vor zwei Tagen nach San Francisco habe abreisen können. „Und er wünscht, Dir empfohlen zu sein, Djinny,“ sagte der alte Mann und rief, wie um sein Gedächtniß aufzufrischen, seinen Vart, „auf das herzlichste empfohlen — das sind die nämlichen Worte, welche er gebrauchte.“ Und Mr. Mac Closty sah auf seine schöngeputzten Pantoffeln hernieder, deren Kufen in der letzten Zeit ein wenig verblüßt schienen, als erwarte er von ihnen noch eine besondere Be-

stätigung, ob dies auch wirklich Ridgeway's eigene Worte gewesen seien.

Miß Jenny war erfreut zu hören, daß es mit Mr. Dent so gut ging. Sie erklärte, sich gar nicht vorstellen zu können, daß ihr irgend Etwas mehr Freude zu machen vermöchte, als die Nachricht, daß Mr. Dent bereits im Stande gewesen sei, nach San Francisco zurückzukehren, wo ihn seine Freunde, die er so sehr liebte, gewiß schon ungeduldig erwarteten. Ihr Vater erwiderte, er denke auch, daß sie zufrieden sei, und daß jetzt, nachdem er gegangen, kein Grund mehr für sie vorliege, zu den Robinson's zurückzukehren. Miß Jenny warf den Kopf in die Höhe und erklärte mit ebenso mangelhafter Logik, wie hoher, fast schrill klingender Stimme, daß ihr gar nicht beikommen sei, den Wunsch einer Rückkehr zu den Robinson's zu äußern, — daß aber, wenn ihre Gegenwart zu Hause lästig geworden sei — wenn ihr eigener Vater sie loswerden wolle, — wenn jetzt, da sie bald auf immer von diesem Dach Abschied nehmen würde, — daß — — wenn —

„Aber so helfe mir Gott, Djinny,“ rief Mr. Mac Closty, mit beschwörender Hand in seinen Vart fassend, „wenn ich daran gedacht, nur irgend etwas Derartiges zu sagen oder zu meinen! Ich dachte nur —“

„Thut nichts, Vater,“ unterbrach sie ihn großmüthig. „Du verstandest mich falsch. Gewiß, Du thatest es. Du konntest nicht anders — Du bist ja ein Mann!“ Und ehe er noch daran denken konnte, sich irgend welche Klarheit in diese entgeisternde Fülle von Argumenten, Beurtheilungen und Verzeihungen aus seinem Vart heraus zu reiben, hatte sie ihre Vergebung mit einem Kuß besiegelt und war hinweggeeilt.

Nichtsdestoweniger verfolgte Mr. Mac Closty seine Tochter während der nächsten Tage beständig mit sorgenvoll ängstlichen Blicken und gelegentlich auch mit unsicher-unzuverlässigen Füssen. Mehr als ein Mal stieß sie ganz unversehens zu Zeiten und an Orten auf ihn, wo sie sich durchaus nicht erinnern konnte, ihm je vorher begegnet zu sein, und seine Erklärungen der auffallenden Erscheinung waren dann immer so unstichhaltig, und sein ganzes Benehmen so gekünstelt, daß

notwendiger Weise Jenny's Verdacht erregt werden mußte. Bald darauf ging er in der Absonderlichkeit seines Wesens so weit, bei Nacht um das Haus und auf den Gängen desselben als geräuschloser Wächter herumzugesippen, und ein Mal wurde er sogar von der früh aufstehenden Jenny schlafend auf der bloßen Diele vor ihrem Zimmer überfaßt.

„Vater!“ rief sie, „Du behandelst mich ja wie ein Kind! Was soll das?“

„Es schien mir,“ entgegnete Mr. Mac Closty mit entschuldigendem Ton, „als hörte ich Geräusch in Deinem Zimmer, und als brauchtest Du Hilfe — und während ich lauschte, schlief ich ein.“

„Du altes, einfältiges Wickelkind,“ rief Jenny, ihm in die rastlosen Augen blickend und eine seiner grauen Veden, als sei er wirklich ein Kind, spielend zwischen ihren Fingern in die Höhe hebend. „Wozu sollte ich Deine Hilfe brauchen? Siehst Du nicht, um wie viel stärker ich bin, als Du?“ Und sie richtete sich zur ganzen Höhe ihrer Prachtgestalt vor ihm auf. Dann schlug sie ihn auf die Schulter, halb zärtlich, halb strafend, als wolle sie ihn zu Bett schicken, und kehrte in ihre Schlafkammer zurück.

Das Ergebnis dieser und zwei oder drei anderer ähnlicher Auseinandersetzungen war, daß Mr. Mac Closty's Wesen noch viel felsamer wurde, als es bereits gewesen. Er erschien plötzlich von der wunderbarsten Lustigkeit ergriffen, machte mit den Dienstboten allerlei Scherze und erzählte Jenny mit wahrhaft gnomenhafter Heiterkeit Scherzen und Schwänke, wobei es ihm jedoch meistens begegnete, daß er, sobald es zur Pointe kam, dieselbe total vergessen hatte. Gewisse Dinge erinnerten ihn unter krampfhaftesten Anfallen von Ausgelassenheit an andere Dinge, die freilich, wenn es zur Begründung ihrer Ähnlichkeit kam, auch nicht den mindesten Anhalt dazu boten. Und nicht genug, daß er selbst bemüht war, die Geister des Humors auf Schritt und Tritt in das tägliche Leben seiner Tochter hereinzubeschwören, er brachte auch Personen aus der Nachbarschaft, die als Witzbolde bekannt waren, nach Hause mit, in der augenscheinlichen Uebersetzung, dieselben zu Jenny's Erheiterung in ganz ähnlicher Weise „loslassen“ zu können, wie wir ihn zu Ridgeway's Erbauung die große Spieldose haben aufziehen sehen. Selbst bis zu gefanglichen Anstrengungen verstieg er sich, wobei denn die Wahl der Lieder sowohl, wie die Freiheit, mit der er den Tact und die einzelnen Noten der Melodie behandelte, gleich bemerkenswerth war. So sang er beispielsweise: „Nun kommet zur Hochzeit ihr Jungfrauen und Mädchen“ — ein Lied, von dessen Text er nur die erste Zeile, von dessen Melodie er jedoch gar Nichts wußte.

Dies Alles geschah indeß nur in der Gegenwart seiner Tochter. War sie fort, dann wich dieser ganz ungewöhnliche Humor sorgenvollem Schweigen und bekümmerten Mienen. Selbst den Leuten in seiner Quarzmühle entgingen die Veränderungen und Widersprüche im Benehmen ihres Arbeitgebers nicht. „Wenn der alte Mann nicht die Augen aufmacht,“ sagte der unter ihnen den Ton angegebende zweite Handarbeiter, „so kommt er mit seinen Füssen noch unter den Stampfer.“ Und ein anderer fügte, in bezeichnender Weise auf seine Stirn deutend, hinzu: „Mit den Füssen? Ich meine, hier oben ist er schon drunter.“

An einem der nächsten Abende hörte Miß Jenny ein Klopfen an ihrer Thür und erkannte in der eigenthümlich bittenden Schüchternheit desselben die Hand ihres Vaters. Als sie ihm öffnete, stand er mit einem kleinen Reisefloffer in der Hand vor ihr.

„Ich gehe nach Four Forks hinüber, Djinny, mein Herz, und nehme dort die Postkutsche nach Frisco. Es kann sein, daß ich vorher bei Jack Ashe vorbeispreche. Lebe wohl — in einer Woche bin ich wieder zurück.“

„Leb wohl, Vater!“

Er stand, eine Weile ihre Hand haltend. Dann drückte er sie, ihr folgend, sanft in das Zimmer zurück und schloß vorichtig die Thür.

„Halte Dich aufrecht und sei stark, Djinny, Liebe, und verlaß Dich auf den alten Mann! Verschiedene Leute haben verschiedene Wege. Und Wege gibt es, die gewöhnlich sind, und welche, die ungewöhnlich sind, und Wege, die leicht, und wieder andere, die schwer sind. Nur aufrecht und stark, Djinny — alles Andere findet sich.“

Und nachdem er diesen delphischen Ausspruch von sich gegeben, legte er den Finger an die Lippen und entschwand. Es war zehn Uhr am darauffolgenden Morgen, als Mr. Mac Clostky in Four Forks ankam, um wenige Minuten danach schon auf der Schwelle jenes stattlichen Hauses zu stehen, welches der in Four Forks erscheinende „Wöchentliche Sentinel“ in gerechter Localbegeisterung nie anders, als „Jack Ashe's Wohnpalast“, die Satiriker des Orts hingegen nur den „Ashe-Kasten“ zu nennen pflegten.

„Da ich noch zwei Stunden Zeit habe, Jack,“ sagte er zu seinem künftigen Schwiegersohn, als ihn dieser begrüßte, „so gibt es für ein paar Männer, die zu einander stehen, wie wir Beide, nichts Natürlicheres, als ein paar Worte nicht geschäftlicher, sondern rein privater Art.“ Diese offenbar sorglich einstudirte Einleitungsrede erregte durch die Leichtigkeit, mit der sie von Mr. Mac Clostky's Lippen floss, die Zufriedenheit desselben in so hohem Grade, daß er sie noch ein Mal wiederholte, nachdem ihn Jack Ashe in seine Privat-Sprechstube geführt hatte, und er seinen kleinen Handkoffer auf die Erde, sich selbst aber auf einen Stuhl davor gesetzt hatte.

Jack Ashe, ein hochgewachsener, breitschultriger Kentucker mit dunkeln Wollbart und dunklen Augen, in dessen Wesen es lag, auch das Unbedeutendste und Nebenächlichste mit feierlichem Ernst auf- und anzufassen, sah mit einer gewissen Ehrerbietung den Eröffnungen seines Gastes entgegen. Da ihm der Sinn für das Komische ganz und gar abging, so nahm er seinen zukünftigen Schwiegervater zu jeder Zeit für eine gravitätische, in keinem Fall zu umgehende Thatsache. Mr. Mac Clostky vermied es sorglich, den Blicken Jack Ashe's zu begegnen. Er sah starr auf seinen kleinen Handkoffer hernieder, als er, das Gespräch in weltmännischer Weise mit einer gleichgültigen Phrase eröffnend, sagte:

„Erz kommt neuerdings wieder spärlich herein.“ Jack Ashe entgegnete, daß er in seiner Quarzmühle zu Four Forks dieselbe Bemerkung gemacht, worauf Mr. Mac Clostky, seinen Bart reibend und nach wie vor seinen Koffer, als sei dieser es, von dem der Verkauf der Unterredung abhängt, anblickend, fortfuhr:

„Wie steht es mit den Burschen, welchen Djimmy Thretwegen den Laufpaß gegeben? Glauben Sie noch mit Einem oder dem Andern derselben aneinander zu kommen?“ Jack Ashe, der sein gutes Theil Selbstgefühl besaß, hatte nie an etwas Derartiges gedacht.

„In der Nacht, als ich Jenny von den Robinson's nach Hause brachte, sah ich Henry Rance um das Haus herumlungern.“ warf er gleichgültig hin, „aber er ließ mir die ganze Breite des Weges frei.“

„Gewiß,“ bestätigte Mr. Mac Clostky mit verständnisvollem Augenzwinkern, „Henry Rance ist ganz und gar außer Frage.“ Nach einer kurzen Pause, während der er sich bei seinem Reiskoffer neuen Rath erholte, fuhr er fort: „Es hilft nichts, Jack, lassen Sie uns ein paar Worte sprechen, wie sie Mann gegen Mann, von denen der eine meiner Tochter Vater ist, während der andre im Begriff steht, mein Schwiegersohn zu werden, am Ort sind. Ich bin hier, um diese Worte zu sprechen. Sie betreffen Djimmy, mein Mädchen.“

Jack Ashe's Gesicht nahm, und zwar durchaus nicht zu Mr. Mac Clostky's Behagen, einen demselben sonst gänzlich fremden Ausdruck der Heiterkeit an.

„Vielleicht sollte ich sagen, sie betreffen Djimmy's Mutter. Aber da Sie von dieser Nichts wissen, so sage ich ganz einfach, Djimmy. Es sind jetzt sechszehn Jahre her, daß ich Mrs. Mac Clostky im Staate Missouri heirathete. Sie schien zu jener Zeit Wittve zu sein, Wittve mit einem Kinde. Wenn ich sage, sie schien, so will ich damit andeuten, daß ich später dahinter kommen sollte, daß sie weder eine Wittve, noch eine verheirathete Frau war, und daß des Kindes Vater so gut wie Niemand war. Das Kind selbst aber war Djimmy, mein Mädchen.“

Ohne seine Augen von dem Handkoffer zwischen seinen Knien zu erheben, und somit auch ohne die geringste Notiz von der dunkeln Wolke, die sich auf Jack Ashe's Stirne, und der fast ebenso dunkeln Röthe, die sich auf seinen Wangen lagerte, zu nehmen, wiederholte Mr. Mac Clostky nach einer kleinen Pause: „Ist Djimmy, mein Mädchen.“ Dann fuhr er fort: „Verschiedene kleine Uebelstände sollten unsern Aufenthalt in Missouri sehr bald unbehaglich machen und verbittern. Eine nicht eben frauenhafte Neigung, Möbel zu zertrümmern und Messer in gefährlicher Weise zu gebrauchen, eine kaum minder unweibliche Passion, nach zu reichlichem Branntweingenuß die Nachbarschaft aus dem Schlaf zu lärmern; dazu eine mündliche Ausdrucksweise, welche ihre Gesellschafter nichts weniger als anziehend machte, und endlich ein durch Nichts zu unterdrückender Trieb, den übrigen Hausbewohnern und selbst gelegentlichen Besuchern in die Haare zu fahren, das Alles mußte mir allmählig den Gedanken aufdrängen, daß sie für die Ehe — das Ding in seiner heiligen Bedeutung genommen — denn doch nicht passe.“

„Verwünscht! Warum wurde mir das —“ fiel hier Jack Ashe, in lichten Zorn ausbrechend, Mr. Mac Clostky ins Wort, ohne jedoch diesen, der ruhig fortfuhr, sich seine Inspirationen aus dem Anblick seines Koffers zu schöpfen, auch nur im mindesten aus dem Text zu bringen. Er sprach vielmehr, als habe er gar Nichts gehört, weiter:

„Nach Ablauf eines Jahres wurde ein Scheidungsgejud eingereicht. Aber der Himmel hatte es besser mit uns beschloffen, wir sollten des Gerichts nicht bedürfen. Es kam ein Circus in den Ort und mit ihm ein Mensch, dessen Hauptstärke darin bestand, sich auf drei Pferden zugleich zu produciren. Sie hatte immer eine Marchheit für Athleten- und Kunstreiterwesen gehabt, so daß es sich eigentlich von selbst machte, daß sie mit dem Menschen auf den drei Pferden davon ging. Ich ließ ihr sagen, daß ich sie nie wieder behelligen wollte, wenn sie mir Djimmy lassen würde — und sie ging darauf ein.“

„Hatten Sie,“ rief Jack Ashe vor Aufregung nach Luft schnappend, „hatten Sie Jenny angewiesen, dies Alles vor mir geheim zu halten, oder that sie es aus eigenem Antrieb?“ „Sie weiß Nichts von dem Allen — Nichts!“ entgegnete Mr. Mac Clostky. „Sie denkt einfach, ich sei ihr Vater, und ihre Mutter sei längst gestorben.“

„Dann, Herr, ist's an Ihnen —“ Wieder unterbrach ihn Mr. Mac Clostky mit der ganzen

Unerfütterlichkeit, die ihm aus der Betrachtung des kleinen Koffers erwuchs:

„Ich weiß nicht und kann mich wirklich nicht entsinnen, daß ich je Jemandem gebeten habe, meine Djimmy zu heirathen, oder daß ich es jemals als eine Art Geschäft oder selbst nur als eine wünschenswerthe Zerstreung angesehen und befördert hätte.“

Jack Ashe ging wüthend im Zimmer auf und ab. Zum ersten Mal, während der ganzen Unterredung, erhob Mr. Mac Clostky seine Augen von dem Koffer und folgte ihm mit halb erwartungsvollen, halb zufriedenen Blicken. Plötzlich blieb Ashe stehen.

„Wo ist diese — die Frau jetzt?“ fragte er Mr. Mac Clostky, dessen Blicke sich sofort wieder in den kleinen Handkoffer bohrten, als er mit sanfter Stimme erwiderte:

„Von Missouri kam sie nach Kansas, dann nach Texas, und endlich fand sie den Weg nach Californien. Seit sie hier ist, habe ich sie stets, sobald die Geschäfte schlecht gingen, und sie nach Tuolumne zu kommen drohte, durch einen San Franciscoer Freund mit Geld versorgen lassen.“

Jack Ashe stöhnte vor Grimm. Mr. Mac Clostky fuhr fort:

„Sie ist für Pferde nachgerade zu alt und schäbig geworden, wiewohl sie ihrer Zeit die größte Sensation machte, indem sie das Reiten auf drei Pferden auch in ihr Programm aufnahm. So viel ich weiß, arbeitet sie jetzt nur noch auf dem Seil und am fliegenden Trapez. Da ich sie aber nie bei der Arbeit gesehen habe,“ schaltete er mit vorsichtiger Gewissenhaftigkeit ein, „weiß ich natürlich nicht, wie es damit geht. Auf den Betteln nimmt sie sich noch heute ganz gut aus — und mit einem Blick auf Ashe seinen Koffer öffnend, zog er einen großen Anschlagzettel hervor — „wie auf diesem hier von Marysville, wo sie im nächsten Monate Vorstellungen geben werden.“ Er faltete das riesige Papier auseinander und zeigte auf einen mit mächtigen Buchstaben gedruckten Namen. „Sie nennt sich Mamselle J. Wiglowski, die große russische Trapez-Künstlerin.“

Jack Ashe riß ihm den Zettel aus der Hand. „Denken Sie etwa, ich werde mich damit verheirathen?“ Und er schlenkerte das Placat zornig zur Erde. Mr. Mac Clostky fing es auf, faltete es sorgfältig aufs neue zusammen und sagte mit derselben Ruhe, welche er während des übrigen Gespräches beobachtet hatte:

„Wenn Sie mit Djimmy brechen, so habe ich nur das Eine zu wiederholen: Sie hat von dem Allen keine Ahnung. Aber sie ist ein Weib, und Sie, Jack Ashe, denke ich, ein Mensch mit dem Herzen eines weißen Mannes!“

„Aber, was soll ich ihr sagen? Wie soll ich es anfangen, mein Wort von ihr zurück zu erhalten?“

„Ein paar Worte genügen. Lassen Sie sie einfach wissen, es sei Etwas zu Ihren Ohren gekommen — es ist nicht nöthig zu sagen, was — das Sie zum Bruch veranlaßt. Sie brauchen keine Sorge zu haben, daß Djimmy je fragen werde, was es sei.“

Jack Ashe zögerte. Er fühlte, daß ihm in grausamer Weise mitgespielt worden sei. Kein Gentleman, kein Ashe, konnte angesichts solcher Verhältnisse weiter gehen. Es war Wahnsinn, nur daran zu denken. Trotzdem fühlte er im selben Moment doch etwas Anderes, ein gewisses, eines Ashe noch weniger würdiges Etwas — daß er nämlich ungeachtet alles dessen, was ihm angethan worden sei, unter dem festen Blick von Jenny's großen Augen zusammenbrechen würde, sobald es zu der unvermeidlichen Auseinandersetzung kommen werde. Glücklicherweise fiel ihm ein, daß er ihr schreiben könne.

Mr. Mac Clostky hatte sich unterdessen, seinen Koffer in der Hand, erhoben. „So, so,“ sagte er, „also auch hier steht es mit dem Hereinkommen von Erz nicht besonders. Ich hoffe, es ändert sich, ehe die Regen eintreten und die Wege unfahrbar werden. Guten Morgen, Mr. Ashe!“ Und die Hand, welche ihm der Hausherr mechanisch darreichte, mit feierlichem Ernst schüttelnd, entschwand er aus dem Sprechzimmer. —

Als Mr. Mac Clostky eine Woche danach wieder unter das Schatten spendende Dach seiner Veranda trat, erblickte er durch die Glasschür des Parlors die Gestalt eines Mannes. Es war dies ein Anblick, nichts weniger als ungewöhnlich unter seinem gastfreundlichen Dach, und doch überraschte er ihn in keineswegs angenehmer Weise. Als er sich aber überzeugte hatte, daß es nicht Jack Ashe war, der seiner Tochter gegenüber stand, fühlte er sich wesentlich erleichtert, freilich nur um sogleich zum zweiten Mal und desto unliebar enttäuscht zu werden, da er in diesen stehenden dunkeln Augen und in diesem rothen Bart Augen und Bart von Henry Rance erkannte. Eben begann er, wie immer, wenn er nicht recht wußte, woran er eigentlich war, an seinem Bart herumzureiben, als ihn Jenny erblickte und mit einem Ausruf der Freude auf ihn zueilte.

„Vater,“ raunte sie ihm zu, indem sie mit dem Kopf nach dem Zimmer hinüberdeutete, „kümmer Dich nicht um den da drinnen. Er wird bald gehen. Unter uns, ich glaube, ich habe ihm ein arges Unrecht gethan.“ Und noch leiser flüsternd fuhr sie fort: „Mit Jack und mir aber ist es aus Vater. Lies diesen Brief und sieh, wie er mich beleidigt hat. Was ist es nur,“ und ihre Lippe zitterte plötzlich, „ist es Ridgeway, den er meint? Und Vater, muß ich nicht denken, daß er es war, der ihn niederstieß, oder doch wenigstens, daß er den Meuchler kennt? Doch still jetzt — kein Wort weiter!“

Sie drückte einen fieberhaften Kuß auf seine Lippen und eilte in den Parlor zurück, indem sie ihren Vater, mit einer Hand an seinem Bart beschäftigt, mit der andern Jack Ashe's Brief hin und her wendend, unter der Veranda stehen ließ. Er warf einen ständigen Blick auf das Schriftstück und fand, daß es nahezu in denselben Worten abgefaßt war, die er Jack im Lauf ihrer Unterredung angegeben hatte. Doch etwas ganz Andres sollte in diesem Augenblick seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er lauschte einen Moment hinaus, dann ergriff er seinen Hut und stürzte, so schnell es ihm seine widerpenstigen Füße gestatteten, aus dem Hause. Aber zu spät, ein hastiger, elastischer Schritt schallte von der andern Seite der Veranda her, die Glasschür flog auf, und mit einem lachenden Gruß trat Ridgeway Dent ins Zimmer.

Jenny's Ohr hatte den Schall der Schritte gleichfalls und sogar noch etwas früher, als ihr Vater vernommen. Und ebenso schnell hatte ihr Herz erkannt, wem sie angehörten, und noch ehe er eintrat, alle Tiefen der Freude, des Schreckens

und der Hoffnung durchmessen. Trotzdem war ihr Antlitz das einzige, das, wie bleich es auch wurde, dem Unerwarteten ruhig und mit keiner seiner Mienen den Sturm innerster Gefühle verrathend entgegenblickte. Das Gesicht von Henry Rance dagegen überflog jähe Gluth und färbte es bis zu den Wurzeln seines rothen Bartes. Wie von einer Schlange gebissen, sprang er empor, während in Ridgeway's Augen ein Unheil verkündendes Feuer aufsprühte, und er seine Zähne knirschend aufeinander biß.

„Vergebung!“ sagte er nach einer kleinen Pause zu Jenny mit einem Tone, der das Blut in ihre entfarbten Wangen zurückführte, „Vergebung für mein Eindringen! Dafür will ich aber auch keinen Augenblick säumen, den einzigen Ort wieder zu verlassen, an dem jener Mensch dort es wagen darf, mir ungezügelt zu begegnen!“

Mit einem Schrei der Wuth sprang Henry Rance auf ihn zu, aber schon stand Jenny hochauferichtet, drohend zwischen ihnen.

„Hier darf nicht gestritten werden!“ rief sie, Rance mit vorgestreckter Rechten abwehrend, „zwingen Sie mich nicht, Sie an mein Hausrecht zu erinnern, während ich Ihr Recht als Gast unter diesem Dache ehre, Henry Rance!“ Sie wendete sich nach Ridgeway um — er war fort. Mit ihm war ihr Vater, den sie eben noch auf der Schwelle gesehen, gleichfalls gegangen. Nur Rance blieb zurück, mit dem Ausdrück unverhehlten Triumphs das Feld behauptend. Ohne einen weitem Blick auf ihn zu werfen, schritt sie zur Thür. Auf der Schwelle wendete sie sich noch ein Mal um: „Sie stellen mir vor einer Stunde eine Frage, Mr. Rance. Kommen Sie heute Abend um neun Uhr in den Garten, und Sie sollen meine Antwort haben. Vorher jedoch sei Eins ausgemacht. Versprechen Sie mir, Ridgeway Dent fern zu bleiben. Ihr Wort darauf, daß Sie ihn nicht suchen — und wenn er Sie suchen sollte, ihm aus dem Wege gehen werden. Habe ich Ihr Wort? Wohl denn, um neun Uhr!“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie winkte ihn hinweg und schloß die Thür. Gleich darauf hörte er das eilige Rascheln ihres Kleides den Hausflur entlang, dann ihren Tritt auf der Treppe, endlich das heftige Zuschlagen der Thür ihres Schlafzimmers, und Alles war still.

Der Tag ging allmählig zur Rüste. Leise stieg die Nacht aus den Thälern und überschattete die Berge mit dem purpurnen Widerschein rosigter Schwingen, bis endlich der Mond emporstieg und mit seinen bleichen Strahlen auch das letzte Leben in Schlummer wiegte, als seien es weißleuchtende Hände, die sich segnend auf Alles legten. Es war eine entzückende Nacht; nur Henry Rance, der in fieberischer Ungebuld unter einer Sykamore am Fuß des Hügels wartete, sah von all dieser himmlischen und irdischen Schönheit Nichts. Allerlei Vermuthungen und Verdachte, wie Eifersucht sie einzugeben pflegt, und zugleich eine Art abergläubischen Grauens vor der Stelle, an welcher er stand, erfüllten seine Seele mit Zweifel und Mißbehagen. „Wenn es nur ein Kniff wäre, den Geden vor meinen Händen zu schützen?“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Wenn sie nicht käme —“ er verstummte, denn eben schritt eine hohe weiße Gestalt die Stufen vor dem Hause herab, durch den Garten und endlich den kleinen dunkeln Zaun entlang, um an einer Stelle desselben, die jüngst niedergebroschen, nur eben erst wiederhergestellt war, stehen zu bleiben.

Sie war es. Er hätte sie in dem hellen Faltenwurf, welcher ihr Haupt und Gesicht umfloß, im ersten Augenblick kaum erkannt. Mit zwei Sätzen stand er auf der andern Seite des Zaunes ihr gegenüber.

„Lassen Sie uns aus dem Mondschein heraustreten,“ rief er in hastigem Flüsterton. „Jedermann kann uns hier sehen.“

„Wir haben einander Nichts zu sagen, Henry Rance, das nicht im vollen Mondschein gesagt werden könnte,“ entgegnete sie, seine ausgestreckte Hand zurückweisend. Ein Zittern wie von einem Fieberschauer durchbebte ihre ganze Gestalt. Dann blickt an den Zaun herantretend, rief sie: „Heben Sie Ihr Gesicht in die Höhe! Ich habe bislang nur gewußt, was Männer sind, jetzt will ich einmal sehen, wie ein Verräther aussieht!“

Rance wich zurück, mehr vor dem Ausdruck in ihren Zügen, als vor ihren Worten. Er sah, daß ihre tiefliegenden Augen und ihre Wangen im Fieber glühten, daß ihre Brust krampfhaft zuckte. Er war kein Feigling, aber er hätte viel darum gegeben, wenn er hätte stehen können.

„Sie sind krank, Jenny,“ rief er. „Es ist das Beste, wenn Sie sofort ins Haus zurückgehen. Ein ander Mal —“

„Halt!“ unterbrach sie ihn mit heiserer Stimme. „Wagen Sie es, sich zu entfernen, und ich rufe um Hilfe. Nur einen Schritt, und ich erkläre Sie vor der ganzen Welt für den Meuchler, der Sie sind!“

„Es geschah im ehrlichen Kampf,“ sagte er beschwichtigend. „Ist das ehrlicher Kampf, hinter einem unbewaffneten, ahnungslosen Mann einherzuschleichen? Ist das ehrlicher Kampf, zu versuchen, den Verdacht blutiger Unthat auf einen Andern zu wälzen? Ist das ehrlicher Kampf, mich durch Lug und Trug gewinnen zu wollen? Lügner und Feigling in einer Person!“

Er machte eine Bewegung auf sie zu, mit schlimmen Blicken und einer noch schlimmeren, krampfhaft in seine Brust fahrenden Hand. Sie sah den Griff und wußte, was er zu bedeuten hatte. Aber statt eingeschüchtert zu werden, wurde sie nur zu neuer Wuth entflammt.

„Zugestossen!“ rief sie mit funkelnden Augen und ihre Arme weit auseinander breiend. „Nur zugestossen, Mensch, fürchten Sie sich vor einem Weibe, welches Sie herausfordert? Oder ist Ihr Messer nur für die Rücken ahnungsloser Männer geschliffen? Zugestossen, sage ich noch einmal! Nicht? Wohl denn, hierher geschaut!“ Und sie riß mit fliegenden Händen das weiße Tuch, welches ihr Haupt und ihren Oberkörper umhüllte, herunter und stand vor ihm in hellem, aber an Schultern und Brust durch häßliche Flecken und unheimliche Male entstelltem Kleide. „Hierher gesehen! Das ist das Kleid, das ich an jenem Morgen trug, da ich ihn hier — hier, wo wir stehen — fand, blutend fand und dahingestreckt von hinterwärts mordendem Messer. Hierher gesehen — es ist sein Blut, ist meines Jungen, meines Lieblichen, meines Abgotts Blut! Blut, von dem ein Tropfen, vertrocknet und entfärbt, wie es da ist, mir kostbarer ist, als die ganze pulsirende Lebensfrische irgend eines andern Mannes! Hierher gesehen! Ich komme getauft und geweiht mit diesem Blut, und fordere

Sie heraus, noch einmal die Mordwaffe zu schwingen — ihn noch einmal zu treffen, durch mich, sein Blut zu mischen mit dem meinigen. Zugestoßen — ich will es, ich bitte darum! Zugestoßen, Mann, wenn es noch ein Erbarmen für mich gibt — um aller Mächte da oben willen, zugestoßen! Da — hier lag sein Haupt an meinen Schultern — hier hielt ich ihn an meiner Brust, an der, so wahr Gott mir helfe, nie und nimmer ein anderer Mann ruhen wird. — Ah —

Sie taumelte einen Schritt von dem Zaune zurück. Das Blitzende, Schneidige aber, das in Rance's Hand aufgezündet war, fiel im selben Moment zu ihren Füßen nieder, denn eben zuckte ein anderer Blitz über die Beiden hin, ein Schuß rollte durch die Nachtstille, und über Rance's im Staube sich wälzenden Körper stürzten zwei Männer einher, über den Zaun hinweg, aber noch rechtzeitig, um die Niedersinkende aufzufangen.

„Es ist nur eine Ohnmacht,“ rief Mr. Mac Clozky, „Djimmy, mein liebes, gutes Mädchen, sprich zu mir!“ „Was ist das aus ihrem Kleide?“ fragte Ridgeway, der neben ihr kniete, indem er sein todenbleiches Gesicht zu Mr. Mac Clozky emporhob. Wie leise er es auch gesagt, doch genügte der Klang seiner Stimme, um ein leichtes Roth auf ihre Wangen, ein Lächeln auf ihre Lippen und den Strahl des Lebens in ihr starres Auge zurückzurufen.

„Nur dein Blut,“ flüsterte sie, „aber sieh ein wenig tiefer, und Du wirst das meinige finden.“ Und mit zitternden Händen seinen Kopf emporhebend, zog sie ihn nieder, Haupt an Haupt, Antlitz an Antlitz, Lippe an Lippe.

Als Ridgeway sein Gesicht wieder emporhob, waren ihre Augen aufs neue geschlossen, ihr Antlitz blaß wie das einer Todten, ihre Stirne kalt wie lebloser Marmor — aber um ihre Lippen zitterte es fort, wie die verklärende Seligkeit eines Kusses.

Sie trugen die Bewußtlose nach dem Hause, von dem sich die Kunde des Geschehenen alsbald nach allen Seiten verbreitete. Eine gewaltige Aufregung ergriff die ganze Gegend. Der Hufschlag auf der Landstraße verstummte während der Nacht nicht mehr. Was an Hilfe herbei geschafft werden konnte, erschien, und bald nach Mitternacht kam auch der geschickteste Doctor des ganzen County an, ein junger, aber schon weit und breit gerühmter und gepriesener Mann der Wissenschaft, der sich des Falles mit höchstem Geschick und vollstem Eifer annahm. Es war nicht der an sich unbedeutenden Wunde halber, daß man sich ernstlichen Besorgnissen hingab, wohl aber lagen solche in Betreff der Wirkungen vor, die man von der Katastrophe auf das ohnehin schwer angegriffene Gemüthsleben Jenny's verneinte befürchten zu müssen. In nicht geringer Spannung wurde daher ihrem ersten Erwachen entgegen gesehen. Es sollte nicht gar zu lange auf sich warten lassen. Gegen Morgen schlug sie die Augen auf und blickte langsam umher. Ihren Vater erkannte sie zuerst. Sie winkte ihn nahe herbei und flüsterte in sein Ohr:

„Wo ist — Er, Vater?“ „Sie haben ihn festgemacht und fortgebracht, Djimmy, Liebe. Er wird Dich nie mehr beunruhigen.“ Er hielt inne, denn eben hob sich Jenny auf ihrem rechten Ellbogen ein wenig in die Höhe, um, offenbar unzufrieden mit dem erhaltenen Bescheid, selbst nach dem, was sie suchte, umzuschauen. Zugleich brachten ihn ein Stoß des Doctors und eine Kopfbewegung desselben nach der Thür hin zu der Ueberzeugung, daß er die einzig richtige Auskunft auf seiner Tochter Frage draußen finden werde.

„Wie konnte ich denn wissen, daß mit dem ‚Er‘ er gemeint sei,“ murmelte er zwischen den Zähnen, indem er mit ungewöhnlich sichern Schritten in der vom Doctor angedeuteten Richtung eilte. Wenige Minuten später und er trat mit dem „Gemeinten“ wieder in das Zimmer. Der Arzt, der Jenny's Puls hielt und jede ihrer Bewegungen genau beobachtete, lächelte, als er sah, daß das Wiedererkennen ohne jede neue Katastrophe verlief. Sachte ließ er die Hand der Kranken auf die Bettdecke niedergleiten und erklärte, daß er sich jetzt, umbejorgt, irgend Etwas zu versäumen, ein wenig zurückziehen könne und daß er die weiteren Verordnungen Mr. Mac Clozky unten mittheilen werde. Und, den Finger an den Lippen, Ridgeway zuwinkend, schritt er leise hinaus.

Als Mr. Mac Clozky eine halbe Stunde darauf wieder in das Krankenzimmer trat, fühlte er sich eigentlich ein wenig enttäuscht, als er Ridgeway ruhig am Fenster stehen sah, während seine Tochter scheinbar in leichten Schlummer versunken dalag. Noch überraschter aber und mehr als je einer Berathung mit seinem Vate bedürftig sollte er sein, als Ridgeway das Zimmer verließ, und Jenny, die Augen aufschlagend, ihrem Vater mit einem glücklichen Lächeln ins Gesicht sah.

„Du denkst an Semanden, Djimmy, nicht?“ fragte er.

„Ja, Vater,“ und sie sah ihn mit ihren großen, festen Augen so ruhig an, als gebe es auf dieser Erde keinen Zwiespalt mehr für sie zu schlichten, „ja — an den armen Jack Ashe.“ —

Die Wiederherstellung Jenny's ging schnell von Statten. Die Natur, welche sie in ihren Seelenkämpfen so gänzlich im Stich gelassen, stand ihrem Lieblingskinde tren zur Seite, da es körperliche Gefahren zu überwinden galt. Ihre strotzende Constitution, bisher nur ihr Reiz und ihr Stolz, wurde jetzt ihr Heil. Die balsamische Luft, welche von den Tannenwäldern und den Höhen der Sierra her durch das Fenster über ihr Lager strömte, that ihr wohl und stärkte sie, wie sie einer getrossenen Hindin oder einer verwundeten Wildtaube wohl gethan und Heilung gebracht hätte. Ehe vierzehn Tage vergangen waren, fühlte sie sich stark genug, das Haus zu verlassen, und als nach vier Wochen Ridgeway, den seine Geschäfte von der Genesenden hinweg nach San Francisco gerufen hatten, nach Chemisal Ridge zurückkehrend, um vier Uhr Morgens aus der Wingdoner Postkutsche sprang, stand auf dem Hügel, seiner harrend, die Rose von Tuolumne, so farben- und thausfrisch, wie nur an jenem Morgen, da sich ihr jungfräulicher Kelch unter der Gewalt seines Kusses zuerst erschloffen.



See Nemi. Nach einer Aquarelle von Gustav Cloß. Aus: Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. (Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn.)

Der Mond schien wie damals, und die Nacht war entzückend wie damals. Wie konnte es anders sein, als daß sie, vom gleichen Instinct erfaßt, auch den Hügel emporstiegen wie damals? Und dort standen sie wieder, die ganze Erde zu ihren Füßen und den Himmel darüber, als seien sie das einzige Menschenpaar, dem das Alles gehöre, und als gäbe es Nichts, was zu beklagen sei, als das Eine: daß je eine Zeit gewesen, da sie einander nicht gekannt hatten.

Mr. Mac Clozky harrete der Hand in Hand Herankommenden in der Veranda. Als aber Miß Jenny plötzlich entdeckte, daß ihr Kragen und ihre Halskrawatte, der Himmel weiß, aus welchem Grunde, in schlimme Unordnung gerathen waren, und nach ihrem Zimmer hinauf eilte, nahm er Ridgeway in geheimnißvoll feierlicher Weise bei Seite und sagte, einen großen Anschlagettel nebst einem Zeitungsblatt aus seiner Brust ziehend und jenen in der einen, dieses in der andern Hand haltend:

„Habe ich's nicht immer gesagt, Ridgeway, daß es mit dem Reiten auf drei Pferden auf ein Mal seinen Haken hat? Nun hat sie es doch wieder versucht — und es ist auch danach ausgefallen. Da steht's, hier im Blatt, daß sie es in der vorigen Woche in Marysville noch ein Mal probirt und — dabei den Hals gebrochen hat.“

E n d e.

Italien.

Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Wolbemar Kaden. (Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.)

Unter diesem Titel erscheint in der Verlagshandlung von J. Engelhorn in Stuttgart ein Prachtwerk, das zu den dankeswertheften und rühmlichsten Leistungen des deutschen Buchhandels gezählt werden wird. Drei namhafte Schriftsteller, Karl Stieler, Eduard Paulus und Wolbemar Kaden, haben sich mit den ersten Künstlern der Gegenwart vereinigt, um uns in Wort und Bild das Zauberland zu schildern, von den nebelumschlossenen Zinnen der Alpen, bis zum eis- und aschebedeckten Gipfel des Aetna, das Zauberland, das dem Deutschen zumal ein ewiges Ziel der Sehnsucht und theuer wie eine zweite Heimath ist. Das Werk ist auf 24 Lieferungen (à 20 Silbergroschen = 2 Mark) berechnet und soll auf ungefähr 400 Foliosseiten mindestens 70 große Kunstblätter in Tondruck und mehr als 300 in den Text gedruckte Holzschnittbilder bringen. Monatlich erscheinen 1—2 Lieferungen. Das erste Heft, das bereits im Mai ausgegeben worden, enthält im Bilde den Dom zu Mailand, den Monte Pincio, Neapel und den Besuch nebst einer großen Anzahl gelungener Text-Illustrationen. Die Schilderungen Karl Stielers („Die großen Wege nach Italien. — Im Trentino. — Am Gardasee“), die Abbildungen und die typographische Ausstattung entsprachen den gespanntesten Erwartungen, den höchsten Anforderungen.

Die beiden Illustrationen, welche wir mit Erlaubniß der Verlagshandlung veröffentlichen, stellen den von steilen Waldbergen umschlossenen See Nemi bei Rom und das cypressenreiche Verona dar, das uns als die Geburtsstätte des Paolo Cagliari, genannt Veronese, und durch Shakespeare's „Romeo und Julia“ allein schon traut und theuer ist. Uebrigens wiederholen wir, daß die Illustrationen sich durchaus nicht auf das Landschaftliche beschränken, sondern Land wie Leute, die Schätze der Natur wie der Kunst werden uns von Künstlerhand vor Augen geführt. Wir empfehlen das Werk auf das wärmste und aus voller Ueberzeugung.

Verlorene Mühe.

Von Jacob Falke.

Vor Zeiten hatte ich oftmals Mariahilf zu passiren. Ich kannte dort einen Goldschmied, der einen kleinen Verkaufsladen hielt. Eines Morgens rief er mich an und bat mich einzutreten, eine Arbeit seiner Hand zu betrachten, welche für die Weltausstellung bestimmt war. Natürlich erwartete ich eine zierliche Goldschmiedsarbeit zu sehen, einen getriebenen Pokal oder einen feinen Schmud, und immer bereit, des Guten und des Schönen mich zu freuen, trat ich ein.

Was sah ich? Aus einem kleinen, finstern, mit einer Glaswand abgetheilten Hinterraum seines Ladens holte er eine große Vase von Holz hervor und stellte sie vor mich auf den Tisch. Die Vase, ein zweihenkliges Gefäß, war nicht schlecht gezeichnet, so etwas in barocker Renaissance mit Satyrköpfen und Fruchtgehäugen. Aber das war nicht dasjenige, was ich zu bewundern hatte. „Sehen Sie,“ sagte mein Goldschmied, „diese Vase habe ich aus mehr als achtzehntausend Stückchen Cigarrentippenholz zusammengesetzt, diese kleine Blume enthält deren über

hundert, und zwar habe ich sie dort in dem dunklen Raum — er zeigte hinter die Glaswand — gearbeitet.“ Ich enthielt mich der Frage, ob er glaube, der etwaige Käufer werde ein besonderes Interesse daran nehmen, daß die Vase just in jenem dunklen Raume gemacht sei. Ich antwortete nur, mir scheine, er würde vielleicht besser daran gethan haben, die Vase aus einem Stück zu schneiden; meiner Ansicht nach dienten die achtzehntausend weber der Schönheit noch der Solidität, auch seien heute die Kunstfreunde angeforderten, welche einen so besonderen Umstand zu würdigen wüßten. Die Vase stand auf der Ausstellung, erhielt dort eine ehrenvolle Erwähnung und ist von da wieder an den dunklen Ort ihrer Entstehung zurückgewandert.

Was uns dieses Beispiel, wie ich glaube, schlagend lehrt, die Unverhältnißmäßigkeit der Arbeit und der Mühe mit dem Resultat und ferner den Mangel an Nachdenken über den Werth und die Bedeutung des Gegenstandes, das ist eine Erscheinung, der wir tausendfach in der Industrie und tausendfach in der weiblichen Arbeit, in der Dilettantenarbeit begegnen. Denn ist es nicht ein ähnlicher Fehler, wenn der Leinwandweber mit einem ungläublichen Aufwande mühsamer Technik, die nur ein künftiges Auge abzuschätzen weiß, auf einem weißen oder grauen Damasttuch figurenreiche historische Gemälde herzustellen sucht, wie wir das auf den Ausstellungen

so oft zu sehen bekommen? Hängt man doch diese Tafeltücher nicht als Werke der monumentalen Kunst in Galerien auf, noch als Wanddecoration in den Wohnzimmern! Wie künstlich auch immer sie hergestellt sein mögen, so sind und bleiben sie doch unvollkommen, oft lächerlich unvollkommen und unbeholfen in ungenügender Technik. Und gesetzt auch, sie hätten das Höchste erreicht, sie hätten es, weiß auf weiß, oder grau auf grau, einem Gemälde gleich gethan, so wäre das Schicksal dieser gewebten Bilder doch kein anderes, als unter Schüsseln und Tellern verdeckt zu werden. Der Betrachter hätte überall nur den fragmentarischen Anblick hier eines Beines oder Armes, dort eines halben Kopfes, dort eines Stückleins vom Grunde oder vom Himmel zu genießen. Nicht anders ist es mit gewebten Porträts, welche auch im günstigsten Falle weit hinter Zeichnungen und Stichen zurückstehen, in den meisten Fällen aber, wie z. B. die mit schwarzem Sammet in Rembrandt'scher Manier ausgeführten Kaiserportraits — deutsche Arbeit, die wir auf der Ausstellung sahen — ganz abscheulich sind!

Ein bißchen Nachdenken und Beobachtung wird uns ähnliche Beispiele in allen Zweigen der Kunstindustrie finden lassen. Der Arbeiter verwechselt die Mühe mit dem Resultat und hält jene für etwas absolut Schätzbares. Er mag sie für sich

Das künstliche bewegliche Auge oder die in einander beweglichen Kugeln, das Eine wie das Andere aus einem einzigen Stück Elfenbein geschnitten, geben wenigstens unserem Geiste noch ein Räthsel, wie die Sache technisch möglich war. Trotzdem sind auch dafür die Liebhaber ausgestorben, und man begegnet diesen Arbeiten, die einmal Mode waren, heute seltener. Sie lohnen sich nicht mehr und finden keine Bewunderer. Nur wenn „Gedanken stehn zu fern“, füllen sie wohl Jemand die Mußestunden aus, von denen er sonst keinen Gebrauch zu machen weiß. So bietet sich meiner Erinnerung ein emeritirter, doch in seinen besten Jahren stehender Fleischer dar, der den lieben langen Tag Linienstiche aus Pflaumenternen schnitzte.

In diesen Fällen, weil sie ziemlich vereinzelt sind, ist die „verlorene Mühe“ noch harmloser und ungefährlicher Art. Schlimmer ist es, daß sie den Arbeiten der weiblichen Hand fast wie eine Krankheit anhängt. Auch dafür gab uns die Weltausstellung zahlreiche und einige höchst frappante Beispiele.

Als ich dabei die Leitung einer Spezialausstellung von Frauenarbeiten hatte, erhielt ich von dem Präsidenten des Comités in einer größeren Provinzstadt die Anmeldung einer künstlichen Weimutskiefer von etwa vier Klafter an Umfang — joviell wenigstens wurde an Raum beansprucht. Die Dame,

minder verkehrt. Sie bestand in einer Nachbildung der Wiener Botivkirche, bekanntlich dem zierlichsten und reichsten gothischen Bauwerk der Neuzeit, und war in stattlicher Größe aus ausgelegten Brettchen zusammengesetzt. Gewiß eine seltsame Damenarbeit, nicht wahr? Mag sie immerhin seltsam sein, wenn sie überhaupt nur einen Zweck gehabt hätte. Wir wollen keineswegs die Laubsäge und ihre Werke verurtheilen, selbst nicht in der Hand einer Frau, und haben sicherlich Nichts dagegen zu erinnern, wenn die Dame ihre Wohnung mit zierlichen Rahmen, Consolen, Etageren oder ihre Tische und Schränke mit eingelegten Marqueterien von ihrer eigenen Arbeit zu zieren trachtet. Es gab auch solche Werke auf der Ausstellung, wie z. B. einen großen Kasten, dessen Flächen figürliche Holzmosaiken trugen, das Werk einer Gräfin, die sich ein nützliches und schönes Stück Möbel geschaffen und in der kunstreichen und geschickten Arbeit zugleich Freude und Erholung von der Pflege eines kranken Gemahls gefunden hatte. Aber wozu in aller Welt kam denn eine solche Nachbildung einer gothischen Kirche dienen, oder wie kann man Freude empfinden über der trockenen, reizlosen Arbeit? Ist diese Nachbildung nützlich zur Lehre oder dienlich zum ästhetischen Vergnügen, zum Schmuck? Allerdings kann unter Umständen auch das Modell einer gothischen Kirche zum



Verona. Nach der Natur gezeichnet von Gustav Bauernfeind.
Aus: Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. (Stuttgart. Verlag von F. Engelhorn.)

in Rechnung stellen, aber dem Käufer ist sie vollkommen gleichgültig; ja, wenn er Kunstfreund und Kenner ist, so wird sie ihn, wenn er sie wahrnimmt, nur abschrecken. Was diesen erfreut, das ist die Leichtigkeit, die Virtuosität der Hand, welche die Mühe überwinden hat. Je weniger er von derselben sieht, um so besser ist es.

Was von der Industrie gilt, die doch den materiellen Vortheil und dabei die Ersparung an Arbeit vor allem zu bedenken hat, das trifft die Dilettantenarbeit in noch höherem Grade. Das Denken existirt so wenig dabei, daß man uns allen Ernstes geschnittene Sessel oder anderes derart empfiehlt, weil sie irgend ein Schäfer mit einem abgebrochenen Taschenmesser gemacht hat. Warum hat denn der Mann nicht ein ganzes Messer oder lieber noch ein Schnittmesser genommen? Seine Arbeit wäre mit geringerer Mühe besser geworden. Kann ich doch nicht jedem Gaste, den ich auf den bewußten Sessel nötige, und der vielleicht über die Rohheit der Arbeit einige Verwunderung hegen mag, gleich die Geschichte seiner Entstehung erzählen? Es soll allerdings zuweilen so Etwas vorkommen. Und wenn ich sie erzähle, so geschieht es ja nur auf Kosten der guten Meinung, die er von mir hat.

In die Kategorie solcher Arbeiten mit dem abgebrochenen Messer — wenigstens sind sie nicht viel besser — gehören auch die geschnittenen Kirschkerne, welche die Kreuzigung Christi in Relief zeigen, oder das ganze Vaterunser geschrieben auf einem Stückchen Papier von der Größe eines Nagels.

welche dieses Werk, wie es empfehlend hieß, mit höchster Naturvollkommenheit geschaffen, hatte fast ein Jahr oder länger daran gearbeitet, hatte mehr denn achthunderttausend künstlicher Nadeln daran befestigt und war endlich über diese unglaubliche Arbeit krank geworden. Letzteres nahm uns nicht Wunder, aber die Damen des Comités erstaunten mir darüber, daß an einem Orte, welcher selbst der Sitz einer Handels- und Gewerbekammer ist und sonst der Intelligenz mancherlei in sich schließt, daß in dem Ausstellungscomitée selber, das doch aus den weisesten Personen des Ortes gebildet zu werden pflegt, auch nicht eine Stimme gewesen, das fleißige Mädchen auf das Unfruchtbare, auf das Thörichte seines Beginns aufmerksam zu machen. Zu welchem Zweck und Ende sollte denn dieser Baum dienen? in welchem Zimmer, in welcher Wohnung hätte er Unterkunft gefunden? wer in aller Welt würde jemals daran denken, als Käufer ihn zu erwerben und bei sich als Schmuck des Hauses aufzustellen? wer wollte die Entschädigung geben für den Fleiß, die Geduld, die unendliche Mühe? Es hätte höchstens aus Mitleid und Erbarmen geschehen können. Zu unserem größten Bedauern konnten wir den Gegenstand nicht einmal in unsere Spezialausstellung aufnehmen, sowohl weil der uns eng zugemessene Raum für seinen Umfang nicht zureichte, als auch weil er in seiner Art programmwidrig war.

Glücklicher insofern, als sie wirklich auf der Ausstellung paradierte, war eine andere Arbeit, aber sie war darum nicht

Unterricht sich brauchen lassen, aber dann muß es wenigstens genau und richtig sein. Aber bei dieser Laubsägearbeit stimmt gar Nichts, nicht einmal das Verhältniß der Mauerdicke und der Pfeiler. Mit den glatten Brettchen ist alles plastische Leben zerstört; was in Wirklichkeit drei oder gar vier Profile zeigt, das hat hier nur eins oder zwei. Die Arbeit ist also ebenso unrichtig, so unvollkommen, so unschön wie zwecklos.

Diese Beispiele mögen in ihrer Art exceptionell erscheinen, es ist aber nicht anders mit dem, was wir speziell unter weiblicher Handarbeit verstehen. Da gab es z. B. von der Hand einer englischen Dame eine Tischdecke, die aus regelmäßigen eckigen Stückchen farbigen Seidenstoffes mosaikartig wie ein Fußboden zusammengenäht war. Die Wirkung war bunt und unschön und hätte sich in einem gut eingerichteten Zimmer nicht ertragen lassen. Nichtsdestoweniger war die Mühe so groß gewesen, daß ein Preis gefordert wurde, um welchen man zwanzig der schönsten gewebten Decken hätte erhalten können. Und diese Decken hätten noch den Vorzug der Solidität gehabt, denn die Stoffe jener Flickarbeit waren zum Theil so zart in den Farben, daß selbst ohne den Zutritt des Sonnenlichts schon wenige Wochen der Ausstellung hinreichten, sie zu schädigen.

Aber wir dürfen solche Irrthümer nicht bloß auf den Ausstellungen suchen, in deren Natur es allerdings liegt, dergleichen chargirte Genialstücke hervorzurufen. Nur neu, nur noch nicht dagewesen, noch von Niemanden gemacht —

das ist die Lösung, mag die Arbeit selbst auch ein thörichter Einfall sein oder ein nützlicher Gegenstand, den man aber eben wegen seiner übertriebenen oder selbstfamen Zuthaten nicht brauchen kann — vielleicht findet sich ein reicher Liebhaber, der noch thörichter denkt, als der Verfertiger. Die „verlorene Mühe“ treffen wir leider auch in den gewöhnlichen Arbeiten, wie sie im Hause aus den allzeit fleißigen Händen unserer Frauen und Mädchen hervorgehen? Diese Figurenstickereien im Kreuzstich oder mit Perlen auf Ofschirmen, auf Seffeln, Etageren, Kästchen oder gar zu bloßen Bildern bestimmt, die an Größe unseren Staffeleigemälden nichts nachgeben, betrachten wir sie einmal vernünftig mit ästhetischen Augen! Was ist denn das Resultat zahlloser Stunden und Tage mühevollen Fleißes? abscheuliche Caricaturen, Fragen, welche Menschen vorstellen sollen und mit den bunten Farben der Berliner Wolle ohne Ton, ohne Stimmung, ohne Uebergänge nicht einmal decorativ in der farbigen Harmonie des Zimmers zu verwerten sind. Und diese überaus peinlichen Schwarzstickereien, Copien von Kupferstichen, Holzschritten, Lithographien, bei deren Anblick uns schon das Mitleid sympathische Augenschmerzen erregt, zu welchem Zwecke copirt man denn Gegenstände, die man besser und um viel billigeren Preis erhalten kann, als diese peinlich mühevollen Arbeit, an der man doch keine Freude haben kann? Nur wenn sie zur Verzierung von Gegenständen verwendet werden, wo ihre Originale nicht am Platze sind, haben sie allenfalls einen Sinn.

Zu anderer Weise und doch mit dem gleichen Resultat sündigen unsere Weißstickereien, die im Uebrigen das Beste sind, was heute aus der Hand unserer Damen hervorgeht, bei weitem besser, als die farbigen Stickereien. Die Weltausstellung zeigte viele vortreffliche Beispiele, namentlich in der österreichischen und schwedischen Abtheilung, bei denen man sich die außerordentliche Mühe gern gefallen ließ, weil das Resultat ein gutes war. Aber noch öfter sah man dabei die Arbeit an ganz unzulängliche oder verkehrte Zeichnungen verschwendet, die allen Fleiß eben nur bedauern ließen. Es ist das ein Punkt, der nicht genug hervorgehoben werden kann. Es ist heute durchaus die Regel in aller weiblichen Handarbeit, daß die Zeichnung in Bezug auf ihre künstlerische Schönheit der Arbeit, welche sie erfordert, nicht werth ist. Gute, wirklich gute Stickmuster bilden verschwindend seltene Ausnahmen. Dieser Fehler, dieser Uebelstand ist freilich nicht mit einem Schlage zu heben, da er mit der Seltenheit und Unzulänglichkeit unseres Zeichenunterrichts in Verbindung steht. Was unsere Fabriken, wie die Berliner und Leipziger, und die Verkaufsläden von Stickmustern, Vorlagen oder angefangenen Arbeiten liefern, ist in der großen Masse unendlich schlecht, ebenso schlecht in der Zeichnung wie in der Farbe, leider aber ist der Geschmack im Hause wie in den Schulen noch nicht ausgebildet und kritisch genug, um die Größe des Uebels einzusehen oder in jedem einzelnen Fall die richtige Wahl zu treffen.

Was ist nun unter solchen Umständen zu thun? Was die ästhetische Seite betrifft, so streben bereits diejenigen, welche sich die populäre und häusliche Kunst zur Herzensangelegenheit gemacht haben, eifrig dahin, gute Muster an Stelle der schlechten vorläufig in Mode zu bringen. Mit Hilfe des auch sonst geweckten Interesses wird der Mode auch das Verständnis dessen, was wirklich gut und schön ist, und die Liebe zu demselben folgen. Bis das geschieht, müssen wir schon ein wenig Geduld haben. Mittlerweile aber genügen, um uns vor der „verlorenen Mühe“ zu bewahren, in vielen Fällen ein paar praktische Fragen, die wir bei der Arbeit an uns selber zu richten haben.

Wenn ein Gegenstand zum Verkauf bestimmt ist und mit materiellem Gewinne für die Arbeit entschädigen soll, so ist doch wohl die erste Frage, ob er seiner Beschaffenheit nach überhaupt einen Käufer finden kann, das will sagen, ob er brauchbar ist zu irgend einem decorativen oder praktischen Zwecke. Die einfache Reflexion, welche dieser Frage folgen muß, würde sicherlich die Entstehung der oben erwähnten Weimutskiefer oder der Nachbildung der Votivkirche verhindert haben. Sie würde auch manchen Industriellen vor mancher Thorheit bewahren, wie z. B. einen Taschner oder Lederfabrikanten, eine Reisetasche zu machen, so schwer mit Metall beschlagen, so ausgestopft mit silbernem und vergoldetem Gerath, so zierlich ornamentirt, daß die Tasche wegen ihres Gewichtes, wegen Mangels an Raum, wegen der Zartheit der Nebearbeit gar nicht gebraucht werden kann. Und diese Tasche — wir haben ein solches Exemplar vor Augen — soll der Käufer mit dem dreifachen Preise einer soliden und brauchbaren bezahlen. Ein Thor, wer es thut!

Dieser Standpunkt des materiellen Gewinns ist freilich nicht der einzige und nicht der höchste, aber immerhin, da er das Leben erhält, ist er ein Standpunkt, den wir uns müssen gefallen lassen. Hat aber die Arbeit nicht den Zweck des Gewinnes oder des Lohnes, dient sie bloß zur Ausfüllung müßiger Stunden, nun, so muß auch sie etwas Gutes oder etwas Schönes, etwas Brauchbares oder etwas Zierendes hervorbringen; sonst ist sie Nichts weiter, als stumpfsinniges Todtschlagen der Zeit.

Die zweite Frage, die wir stellen, ist die nach dem Weg und den Mitteln. Gibt es einen anderen Weg, ein anderes Verfahren, andere Mittel, mit deren Hilfe wir schneller, einfacher, müßeloser zu demselben Resultate kommen, so ist der Ueberfluß an Arbeit auf dem von uns eingeschlagenen Wege verlorene Mühe. Wenn eine Maschine zehnfach und hundertfach dasselbe leistet wie die Hand, so wäre es Thorheit, sich nicht jener zu bedienen und bei dem alten Verfahren zu bleiben. Wenn die Schwarzstickerei kein anderes Ziel hat, als den Kupferstich und seines Gleichen zu copiren, wozu denn die namenlose Mühe, da sie ihr Original doch nicht erreichen kann? wozu die eigenen Kräfte opfern, den Glanz der Seide, die sanften und doch kräftigen Farben der Wolle, nur um hinter dem Vorbild zurückzubleiben? Zu der Kunst ist der nächste und einfachste Weg allemal der beste.

Eine Arbeitsmethode, eine Decorationskunst ist, wenn sie Aufwand und Mühe erfordert, nur da gut und richtig angewendet, wo ich das gleiche Ziel und Resultat auf anderem Wege nicht erreichen kann. Es gibt Aufgaben der Decoration, bei denen die Malerei niemals der Stickerei gleichkommen wird, und hier findet diese ihre Stätte, wie viel größer auch die Mühe sein mag. So erhält auch die ächte Spitze, die Handspitze ihre Rechtfertigung, obwohl das oft so unscheinbare Resultat der peinlichen Mühe langer Monate und Jahre

so wenig entsprechen will und umsoweniger, als das künstlerische Element der Zeichnung, des Musters gemeinlich über die Maßen vernachlässigt erscheint. Aber der Reiz, der in der wunderbaren Feinheit, in der sinnreichen Mannigfaltigkeit der Verschlingungen, in dem Clair-obscur der Wirkung liegt, kann eben in keiner anderen Weise erreicht werden.

Diese Fragen, diese Betrachtungen, dünkt uns, sind so einfach, so natürlich, daß es gar nicht nöthig erscheint, sie überhaupt zu stellen. Und doch geht es damit, wie mit anderen, mit den nächsten Dingen unserer Umgebung, über die wir nicht nachdenken, weil wir unter ihnen aufgewachsen, weil sie uns zur Gewohnheit geworden sind. Aber nur ein Wort, ein treffendes Wort reicht oftmals hin unsere Kritik zu wecken, unser Auge zu öffnen und unser Urtheil richtig zu stellen. Möge darum auch dieses gutgemeinte Wort nicht „verlorene Mühe“ sein!

Ein Paar Holzpantöffelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Kinder ihr Gebet gesagt hatten, fingen sie an zu schmausen und zu trinken und zu lachen und nahmen sich einander die Kirchen aus den Lippen wie lustige Vögel; der große, weiße Hund nagte vergnügt zu ihren Füßen an einer Brodrinde; der alte Krebs, der Müller, hatte eine Fiedel, die er bisweilen wacker strich. Er kam heraus und lehrte sie allerhand komische und kernige Melodien, zu denen die Bauern auf den Bildern von Teniers und Mieris gewiß getanzt haben. Bébé und die Kinder formten einen Ring und tanzten in die Runde bei dem glänzenden, weißen Mondlichte, auf dem Rasen am Ufer des Flüsschens; und die Männer kamen und schauten behaglich zu und rauchten ihr Pfeifen vor Schlafengehen, die Weiber strickten oder spannen; und die rauhe, aber herzliche slämische Sprache klang so lustig und sprudelte so munter wie ein Quell, und lautes Lachen tönte oft dazwischen wie ein fröhlicher Jagdhornruf; Bébé und die Kinder, des Spielens und Tanzens endlich müde, saßen dann auch ruhig nieder und sangen zusammen das: „Ave Maria Stella Virginis“, während die Nachtigall in den überhangenden Zweigen der Weide den schlafenden Schwänen ein Schlummerlied vorspöte.

Alle waren glücklich, heiter und zufrieden; und es war ja auch so lieblich trotz aller Einfachheit. So gingen die guten Leute befriedigt zu Bette, denn der graue Tag mußte sie ja schon wieder in voller Thätigkeit finden.

Bébé aber lehnte noch ein Weilchen an dem offenen Fenster ihrer Kammer, ehe auch sie zur Ruhe ging.

Durch das geöffnete Fenster der Hütte nebenan tönte noch das schläfrige Murren eines betenden Kindes; der Wind strich seufzend durch die Weiden am Ufer; die Nachtigall flötete fort und fort im Dunkeln, und Alles ringsum lag im Schweigen.

Schwere Arbeit wartete auf Bébé am Morgen, und so an jedem Tage im neuen Jahre — das wußte sie.

War sie doch nur ein kleines Bauermädchen; sie mußte fehen und spinnen und graben und hacken, nur um ihr tägliches Stück schwarzes Brod zu verdienen; aber an diesem Abend war sie so glücklich wie nur irgend eine kleine Prinzessin in einem Feenmärchen; glücklich durch ihre Spielkameraden, ihre Blumen, ihre sechzehn Jahre, ihre rothen Pantöffelchen, ihre silbernen Schnallen; glücklich durch die thauigen Blätter, die singenden Vögel, das Schweigen der Nacht; glücklich in jenem köstlichen Gefühl des Ausruhens, in dem Dufter der Blüthen, in dem Wechselspiel von Wolken und Mondenschein, glücklich, weil sie sich nun halb erwachsen fühlte, weil sie sich selbst unbewußt, viel von einem Poeten in sich trug, und wiederum, weil sie bei alledem ein ganz echtes, holdes Naturkind war.

„O ihr lieben Schwäne, wie schön ist es doch sechzehn Jahre alt zu sein! Wie gut ist's überhaupt zu leben! Sagt ihr das auch den Weiden?“ sagte Bébé zu dem Silberstreifen, den ihre Augen in den dunklen Blättern am Ufer entdeckten, und der ihr zeigte, wo ihre Lieblinge schliefen, die stacheligen Köpfe von den schneeweißen Klügeln verhüllt und das Gold und der Rubin ihrer Augen tief vom Schlummer verkleiert.

Die Schwäne aber wachten nicht auf, sie gaben keine Antwort.

Nur die Nachtigall in den Zweigen der Weide flötete Desdemona's Lied.

Aber Bébé hatte niemals von Desdemona gehört, und die Seufzer der Weide galten ihr ja nicht.

„Gute Nacht!“ sagte sie leise, und beugte sich noch einmal hinaus in die schlafende, grüne, thauige, kleine Welt unter ihrem Fensterlein, und dann legte sie sich nieder und schlummerte süß und sanft. — Die Nachtigall aber flötete weiter, und die Weiden zitterten und seufzten im Nachtwinde.

4. Kapitel.

„Wenn ich mir jeden Tag einen Centime ersparte, so würde ich mir nächstes Jahr vielleicht um diese Zeit ein Paar Strümpfe kaufen können,“ dachte Bébé, als sie ihre rothen Pantöffelchen nebst den andern Geburtstagsherrlichkeiten in ihren Schrank schloß und Besen und Eimer zur Hand nahm, um ihren kleinen Palast auszuwaschen.

Aber ein Centime gilt schon viel in Brabant, wenn man oft nicht einmal das liebe Brod hat, und wenn man den ganzen langen Winter hindurch für einen ärmlichen Lohn sich über den feinen Spigengeweben die Augen verderben muß, nur um nicht Hungers zu sterben. Denn es gibt viele Frauen in Brabant und sie alle, alt oder jung, klöppeln Spizen und weben die kostbaren Brautstücke und fürstlichen Gewänder, zeichnen die Muster und stechen sie aus, und die Spigenhändler fragen nicht danach, ob sie auch bei dem elenden Lohn ihr armseliges Leben fristen können. Wie manche Thräne fällt wohl da auf das duftige Gewebe!

„Auch wäre es unrecht,“ fuhr Bébé in ihrer Betrachtung fort, „wollte ich für mich selbst Etwas ersparen. Jeden Centime, den ich erübrigen kann, sollte ich für Barnhart's Kinder aufheben,“ dachte das herzige Kind, während sie den Staub zusammenfegte.

Es schien ihr so selbstthätig zu sein, daß sie an Strümpfen für sich denken konnte, während die armen Kleinen so oft mit leerem Magen zu Bette gehen mußten. So schaute sie denn auf ihre hübschen Füßchen nieder, die so rosig, so schön geformt und vom Druck eines Lederschuhs bisher unbeschädigt geblieben waren, und gab den thörichtesten Traum mit müthigen Herzen auf. Der Besen wurde zur Seite gestellt, und nun ging sie hinaus in den Garten und jätete und schnitt und besserte hier und da an ihren duftenden Lieblingen, die im stern Abend vergebens auf sie hatten warten müssen.

„Man kann sich doch sicher nicht so leicht in Strümpfen bewegen,“ dachte die kleine Philosophin, als sie die köstlich duftende, feuchte Erde umgrub und hin und wieder eine Wurzel im Vorübergehen küßte.

Als sie an diesem Tage in die Stadt kam und ihren gewohnten Platz einnehmen wollte, fand sie ihren Binsentisch den sie aus Vorsicht, damit er nicht naß werde, stets im stürzt hinstellte, schon aufgerichtet, und auf dem Siege stand ein glänzendes, buntes Kästchen, wie sie wohl die reichen Leute mit Bonbons gefüllt, zu Neujahr verschenken.

Bébé stand und starrte bald das Kästchen, bald das „Brodhaus“ an; sie blickte um sich, aber Niemand war früh schon da, den Kesselflicker ausgenommen, der eben thätig mit seinem Weibe zankte, und dem das Kohlenbecken unter dessen ein Loch in die Hosen brannte.

Das Kästchen war jedenfalls für sie bestimmt, es stand ja auf ihrem Stuhle. Noch eine kleine Weile zauderte Bébé dann öffnete sie langsam — langsam den Deckel.

Und darin lagen, in einem Nestchen von rosa Taffel zwei Paar seidene Strümpfe! — Wirkliche Seide! — mit den zierlichsten bunten Zwickeln!

Bébé stieß einen kleinen Schrei aus und stand wie angewurzelt, das Blut stieg ihr heiß in die Wangen; Niemand hörte und beachtete sie, denn des Kesselflickers Frau, die allen in der Nähe war; und die eben noch alle Himmelsstrafen an ihren Gatten herabgewünscht hatte, war nun eifrig um bemüht, das Feuer an seinen Kleidern auszudrücken. Das ist nun einmal so die Art der Weiber!

Der Platz füllte sich allmählig.

Die Käufer drängten sich von Stand zu Stand, und der Geschäft des Tages begann unter dem lauten Klange der Glocken. Auch Bébé's kleiner Handel nahm seinen Anfang; sie stellte das Wunderkästchen hinter sich und band ihre Blumen in Sträußchen, während ihr Herz unruhig klopfte.

Das mußten doch gewiß die Feen gebracht haben! Möglicherweise hatten sie noch niemals einen Binsentisch wieder an seine Beine gestellt, und diese Thatsache befremdete sie am meisten.

Bébé's Geschäfte gingen heute nicht gerade glänzend. Sie verkaufte am Morgen nur wenig und hatte desto mehr Zeit zu denken.

Am Nachmittag frug plötzlich eine volle, tiefe Männerstimme: „Hast Du noch einige Moosrosen für mich?“

Bébé blickte lächelnd in die Höhe. Es war ihr Bekannter aus der Kathedrale. Sie hatte viel an die rothe Schuhe, an die Silberchnallen, sehr viel an die wunderbaren seidenen Strümpfe gedacht, aber an ihn noch keinen Augenblick.

„Heute bist Du wohl nicht zu stolz, um Geld anzunehmen,“ sagte er, indem er ihr eine Silbermünze gab, denn er durfte sie nicht mehr mit Gold erschrecken; sie dankte ihm, steckte in ihr Ledertäschchen und fuhr fort ihre kleinen Sträußchen zu binden.

„Du scheinst Dich meiner gar nicht mehr zu erinnern,“ sagte er, und es lag so Etwas wie Trauer in dem Ton seiner Stimme, als er so sprach.

„D, ich erinnere mich Ihrer ganz gut,“ sagte Bébé und hob die ehrlichen Augen zu ihm empor. „Aber ich spreche mit so vielen Leuten, die mich eigentlich nichts angehen.“

„Wer ist Dir denn werth, wer geht Dich denn etwas an?“ So weich und einschmeichelnd auch diese Worte gesprochen wurden, so weckten sie doch kein Echo in der unberührten Kinderseele.

„Barnhart's Kinder,“ entgegnete sie augenblicklich. „Die liebe alte Anémie am Hasen, und der große Hund bei dem Müller, und Vater Antoine's Grab, und der Staat, und natürlich über Alles, die Blumen.“

„Und die Feen vermuthlich auch? Sind sie Dir nicht werth?“

Sie blickte forschend nach ihm hin. „D, die haben mir heute Etwas gebracht. Ich habe auf meinem Stuhle ein Kästchen gefunden und Strümpfe darin — o so schöne Strümpfe! Seidene! Denken Sie nur, ist das nicht sehr sonderbar?“

„Es ist noch viel sonderbarer, daß sie Dich so lange vergessen konnten. Darf ich den Schatz einmal betrachten?“

„Jetzt kann ich sie Ihnen nicht zeigen, die Damen wollen Blumen kaufen. Aber wenn Sie warten wollen, zeige ich Ihnen später.“

„Ich werde warten und male unterdessen das Brodhaus.“

„Das thun die Leute oft; also sind Sie ein Maler?“

„Ja, so eine Art Maler.“

Er setzte sich auf die eine Ecke ihres Blumenstandes, breitete seine Sachen aus und zeichnete, während der Sommerfremde war viel älter, als Bébé; schön, mit einem bunten wechselvollen, träumerischen Gesicht und großen, braunen Augen; er trug ein braunes Sammetröckchen und ein rothes seidenes Tuch um den Hals geschlungen und sah vielleicht ein wenig wie Egmout aus, als er um Clärchen's Liebe warb.

Bébé schaute, während sie ihre Blumen verkaufte, wohl fünfzig Mal in einer Stunde die kleine Münze an, die er ihm wieder zu ihm hinüber und achete auf die Bewegung seiner schlanken Hand, sie wußte selbst nicht weshalb.

Sie war es doch so gewöhnt unter Männern und Frauen immer im Gewühle der Straßen zu sein; sie sah gewöhnlich die ihr Begegnenden kaum an; sie schritt durch die Welt hin, als wäre es ein Kornfeld mit aufrechtstehenden Weizen, nur, daß sie in einem Felde wohl still gestanden wäre, um hin und wieder eine Mohnblüthe oder eine Kornblume pflücken, während sie in der Stadt um Keines willen zögerte.

Sie war gegen Alle gleich freundlich, offen und ehrlich mit jener reizenden Furchtlosigkeit, die Kindern eigen ist, und wenn die Leute ihr sagten, sie sei hübsch, so lächelte nur; ihr galt das ebensoviel, als wenn sie ihre Blumen schändeten.

Aber die Bewegungen dieser schönen weißen Hand waren

so anmuthig; Bébée sah ihr „Brodhaus“ in so kurzer Zeit unter seinem Griffel entstehen, daß sie wie gebannt nach ihm hinsehen mußte und schon zweimal nicht richtig beim Wechseln wieder herausgegeben hatte.

Er sprach dabei nur selten zu ihr und zeichnete in kühnen Strichen den stolzen Bau, die architektonische Schönheit des maison du roi.

Der Flamländer findet immer Zeit Maulaffen feil zu halten, auch wenn ringsum die Geschäftigkeit im vollsten Gange ist. Ihm fehlt die Artigkeit des Franzosen; er ist rau und grob; er bleibt ein Bauer, selbst wenn er in der Stadt erzogen worden ist, und die trotzige Unverschämtheit der „Genien“ lebt noch immer in ihm; er ist freundlich gegen seine Kameraden, aber nicht so gegen die Thiere; er ist schlau, geduldig, fleißig, geschickt und gut in gar vieler Beziehung, aber — höflich niemals.

Eine ganze Menge Leute verließen ihre Plätze und drängten sich um den Maler, gafften, schwatzten, stießen einander an, als ob ihnen noch niemals ein Pinsel zu Gesicht gekommen wäre, hier in dem Lande eines Rubens.

Bébée schämte sich ihrer Leute; sie stand von ihrem Stuhle auf und tadelte sie scharf.

„O Ihr Leute von Brüssel, schämt Ihr Euch denn gar nicht?“ rief sie mit heller Stimme wie ein Rothkehlchen. „Wart Ihr denn niemals in der Bildergalerie und habt Ihr noch niemals einen Maler gesehen? Habt Ihr denn nichts Besseres zu thun, als mit weitoffenem Munde den Fremden anzustarren? So faul seid Ihr? Gerade wie die Leute, die nur schlafen und rauchen und für die die Hunde die Arbeit thun müssen! Geht fort — Ihr Alle! Seht, da kommt schon der Gensdarm, es wird schlimm für Euch, wenn er Euch trifft. Mein Herr, wenn Sie sich unter mein Zelt setzen wollen, da darf Sie kein Mensch mehr stören.“

Er dankte ihr lächelnd, setzte sich unter das Zelt, und die Leute schlürften lachend davon und ließen ihn in Ruhe malen.

So viel vermochte die kleine Bébée, aber die Marktleute hatten sie nun einmal verwöhnt und waren es gewohnt, ihr zu gehorchen.

Das Malen dauerte lange. Er arbeitete mit jener festen Aufmerksamkeit, die nur der in alle Labyrinth von Form und Farben Eingeweihte haben kann, und es war eine Meisterhand, die jene Skizze vor Bébée's Blicken erstehen ließ. Aber er verschwand über die Hälfte der Zeit daran, die Leute zu beobachten, wie sie kamen und gingen, oder wie die Blumenschätze aus Bébée's Garten nach und nach alle verkauft wurden.

Und daneben plauderte er während seiner Arbeit dann und wann mit der Kleinen, und mit jener sanften Art, die nur Erfahrung in solchen Künsten lehren kann, verstand er es, aus ihr Alles herauszulocken, was ihr einfaches Leben betraf.

Es standen auch nicht immer Leute da, um zu kaufen, und wenn solch eine Pause eintrat, und Bébée die Blumen in dem Schatten des Zeltes barg, da beantwortete sie freundlich seine klug gestellten Fragen, ja sie zeigte ihm sogar die Wunderstrümpfe.

„Glauben Sie denn wirklich, daß mir die Feen das gebracht haben?“ frug sie ihn ein wenig zweifelnd.

Wie leicht war es doch, ihr irgend welchen phantastischen Unsinn vorzumachen! Aber ihre Feengestalten waren zu sehr aus Duft und Luft gewebt, sie konnte doch nicht recht daran glauben, daß sie das Geschenk auf ihren Stuhl gelegt hätten.

„Es wäre unmöglich daran nur zu zweifeln!“ entgegnete er, ohne zu zögern. „Wenn wir einmal an Feen glauben, müssen wir auch ihre Macht anerkennen. Sie können eben Alles! Ist's nicht ebenso mit den Heiligen, wie?“

„Ja,“ sagte Bébée gedankenvoll. Die Heiligen hatten sich in ihrem Köpfechen unrettbar mit den Feengestalten vermischt, trotz aller Mahnungen des alten Vater Franz.

„Nun gut, wirst Du also die Strümpfe tragen oder nicht? Aber glaube mir, Deine Füßchen sind tausendmal hübscher ohne sie.“

Das Mädchen lachte glücklich und guckte noch einmal in

das rosige Bettchen, wo die blendenden Schätze ruhten. Aber plötzlich überflog ihr Gesicht eine gewisse Bestürzung, und rasch wendete sie sich zu dem jungen Manne.

„Haben Sie das Kästchen hergestellt?“

„Ich? — durchaus nicht!“

„Ganz gewiß?“

„Ganz gewiß; aber weshalb fragst Du?“

„Weil,“ sagte Bébée, indem sie das Kästchen schloß und es von sich wegshob, „weil ich es dann nicht annehmen würde. Sie sind mir ganz fremd, und Vater Antoine sagte immer, daß ein Geschenk eine Schuld sei, die man abtragen müsse.“

„Wie kommt es denn da, daß Du Geschenke von des Kohlenbrenners Kindern und von dem alten Freunde, der Dir die Silberchnalle gab, angenommen hast?“

(Fortsetzung folgt.)

Alte Spitzen.

(Fortsetzung.)

IV. Reticellaspitzen.

[Griechische Spitzen. Greek lace (englisch). Punto a reticella (italienisch). Point coupé (französisch).]

Ausgeschnittene und Reticellaspitzen werden sehr häufig verwechselt, obwohl die Art der Anfertigung für beide eine



Fig. a. Umwindstich.

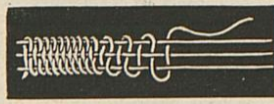


Fig. c. Genuastich über 3 Fäden.



Fig. b. Knopflochstich.

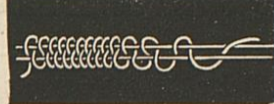


Fig. d. Genuastich über 2 Fäden.

verschiedene ist. Das Muster der ersteren wird aus der festen Leinwand ausgeschnitten, während in der sogenannten griechischen Spitze die Grundlinien der Zeichnung durch Fadenbündel gebildet werden, welche innerhalb eines Leinwand- oder geslochtenen Rahmens befestigt sind. Die verticalen Linien werden manchmal durch Auszieharbeit hergestellt, dagegen die diagonalen und transversalen Stränge mit der

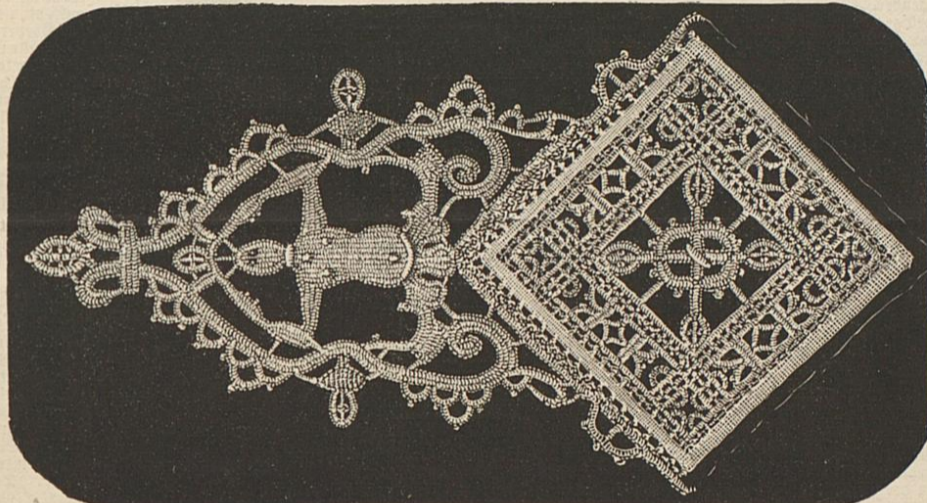


Fig. 10. Italienische Reticellaspitze des 17. Jahrhunderts.

Nadel an den Leinwandrahmen befestigt. Letzterer wird, bevor die Arbeit beginnt, auf ein Stück Pergament aufgenäht; die Fadenstränge aber, welche die Grundlage des Musters bilden, werden mit Umwind-, Knopfloch- oder Genuastich überarbeitet.

Die decorativen Details des Musters wurden in aufeinander folgenden Reihen von Knopfloch- und Genuastich ausgeführt und in die letzte Reihe kleine hervorstehende Knoten („picots“ der Franzosen) eingearbeitet. Die Grundlage der Reticellaspitzen bildet vorzugsweise Leinwand. Beispiele in Seide und in verschiedenen Farben sind selten. Dieselben werden zwar im Sporzabüchlein 1493 erwähnt, kamen aber erst im 16. Jahrhundert zu hervorragender Bedeutung, und das erste Musterbuch für diese Spitzenarbeit wurde 1587 in Paris von einem Italiener Federico Vinciolo herausgegeben. Vinciolo's Buch, welches auch Muster für ausgezogene und Netzspitzen enthält, erlebte mehrere französische

Auslagen — die letzte 1623 — und wurde in Italien, Deutschland, in der Schweiz, in Flandern und England nachgedruckt. Vollständige Exemplare dieses Buches sind sehr selten geworden und werden theuer bezahlt. Ein englischer Buchhändler verkaufte ein solches in fünf Theilen für 300 Thaler. Die Muster der Reticellaspitzen zeigen die verschiedensten Combinationen geometrischer Figuren und sind, bei aller Steifheit und Formenstrenge, nicht ohne künstlerische Wirkung. Mit Rücksicht auf die Zeit der Anfertigung bemerken wir, daß Reticellaspitzen in rein geometrischen und linearen Mustern ohne Ausarbeit als die ältesten zu betrachten sind. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts treten Dreiecke und Kreissegmente in solider Arbeit auf, mit Beginn des 17. Jahrhunderts mehr gerundete und complicirtere Formen. Die letzten bilden den Uebergang zu den eigentlichen Nadelspitzen der Renaissanceperiode.

Reticellaspitzen wurden, unter dem Einfluß von Benedig, vorzugsweise auf den Ionischen Inseln angefertigt — woher der Name „Griechische Spitzen“ — und außerdem in allen Klöstern Italiens. Die Spitzen von Zante und Korfu zeigen unverkennbare Spuren von orientalischer Ornamentik (Fig. 8) und die Reticellaarbeit von Neapel, Rom, Florenz und Mailand ist nach mehr oder minder charakteristischen Mustern ausgeführt. In Deutschland, Frankreich, Spanien und Flandern scheint die Reticellaspitze nie von besonderer Bedeutung gewesen zu sein, die Muster wurden den italienischen Musterbüchern entnommen, und es ist deshalb schwierig, die Spitzenarbeit der genannten Länder zu isoliren.

Englische Reticellaspitzen unterscheiden sich von gleichzeitigen Arbeiten derselben Art durch die geschmacklose Zusammenstellung von Mustern aller Art, wie solche auch in späteren Spitzenarbeiten dieses Landes gefunden werden.

Interessant sind die sogenannten „Samplers“, Reticellamusterbücher des 17. Jahrhunderts, welche hin und wieder mit Datum und Namen versehen vorkommen.

Reticella war die Lieblingsspitze der fürstlichen Frauen aus dem Hause Medicis und spielte eine große Rolle im Costüme des 16. Jahrhunderts, am österreichischen, italienischen, französischen, spanischen und englischen Hofe. Die Ringtragen und Manschetten waren mit den feinsten Spitzen dieser Art garnirt, doch sind verhältnißmäßig wenige Ueberreste der letzteren auf unsere Zeit gekommen, und nur die gröberen Sorten, welche als Einsätze oder Randspitzen von Altardecken und Leuchtentüchern dem Einflusse der Wäsche weniger ausgezogen waren, haben sich erhalten.

Die Muster dieser groben, sogenannten griechischen Spitzen sind zu wohl bekannt, um besonderer Illustration zu bedürfen, dagegen verdienen die Brant- und Carnevalspitzen (Fig. 9 und Fig. 10), welche im Anfange des 16. Jahrhunderts Mode

waren, ausdrückliche Erwähnung. Solche bildeten einen hervorragenden Bestandtheil des Troussseau der italienischen Edelfrauen und wurden am Hochzeitstage und während der nachfolgenden Festlichkeiten getragen. In das Muster sind die Embleme der durch die Heirath vereinigten Familien eingearbeitet — in Fig. 9 Seebeub und Krabbe der Familie „Delle Rovere“, Adler und Olivenzweig der Familie d'Urbino.

Diese Brant- und andere feine Reticellaspitzen finden sich häufig in den Porträtgemälden der Periode abgebildet, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß sogar die technischen Details der Spitzenarbeit deutlich zu erkennen sind.

Im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts traten die eigentlichen Nadelspitzen der Renaissance an die Stelle von Reticella. Spitzen letzterer Art wurden nur noch in den Ionischen Inseln und in Malta für den Gebrauch in Kirche und Haus angefertigt. Mit der Einführung der Eisenbahnen und der damit verbundenen Leichtigkeit, entfernte Localitäten zu besuchen, kam die nahezu vergessene Reticellaspitze wiederum zum Vorschein, ans Licht gezogen insbesondere durch die englischen Curiositätenjäger, und bildet seitdem einen nicht unbedeutenden Handelsartikel zwischen England, Italien und den griechischen Inseln. Die Reticellaspitze ist für manche decorative Zwecke sehr wirksam und dürfte deshalb den deutschen Frauen zur Nachahmung empfohlen werden. Schöne alte Muster sind in England zu einem mäßigen Preise als Vorbilder zu kaufen.

(Fortsetzung folgt.)

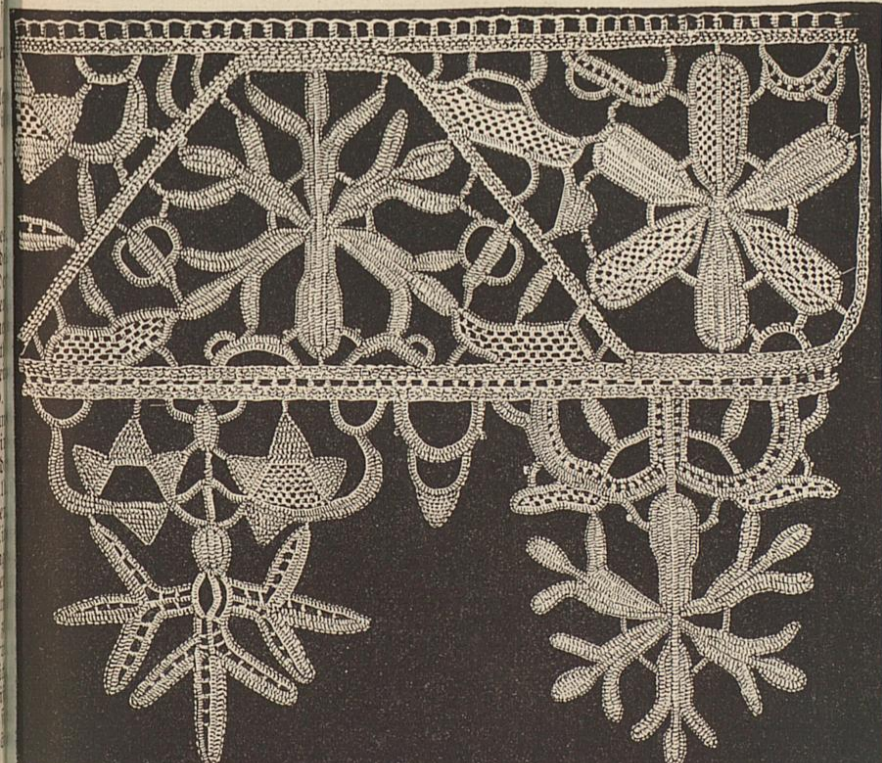


Fig. 8. Reticellaspitze von Korfu. 17. Jahrhundert.

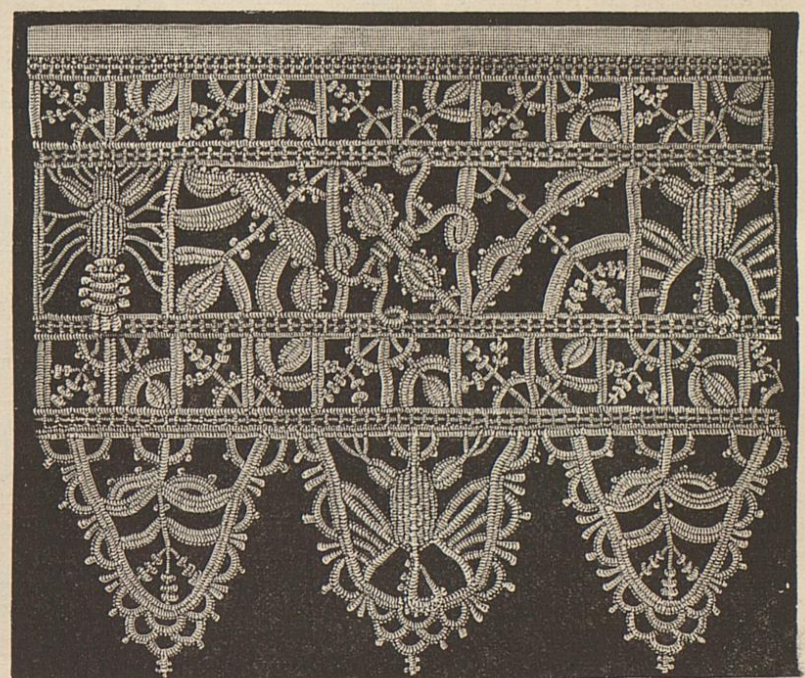


Fig. 9. Italienische Brautspitze des 17. Jahrhunderts.

Die Mode.

(Originalcorrespondenz aus London.)

Die Mode erklärt der Veranschaulichung den Krieg! Wir fragen nicht mehr nach dem Wieviel, sondern nur nach dem Wie! Der gute Geschmack, der sich in Schnitt und Garnitur verrät, trägt den Preis davon — während früher der Preis der Robe sehr oft über den guten Geschmack triumphierte. Von modernen Stoffen für Promenaden Toiletten nennen wir hauptsächlich: Pereal Alsac in schimmernden Farben mit schattierten Mustern, Cretonne-batiste, Linnen-batiste, Galatea-twill mit reizendem Wechsel farbigem Streifen, Foulard-cambrie, der garnirt mit wirlichem Foulard, ungemessen wieksam ist. Ebenso ist der „Danish Alpaca“ überaus beliebt, dessen meistens matte Farben den Glanz der Seide haben. In Foulard gibt es viele Neuheiten, sowohl in Farben wie in Mustern, welche die Beliebtheit dieses Stoffes noch erhöhen. Auch Taffet und die leichteren Seidenstoffe sind für die Promenadentolietten hier sehr gesucht.

In neuen Farbcapitonen wird außerordentlich geleistet; in Blau: Wasserblau, Dead turquois, Nizza blau; in Rosa: alle Farben von der lichten Thierose bis zur kräftigen Monatsrose; in Violette nennen sich die Lieblingsfarben: Ophelia, Lorne, Mourasahi und Gilas. Einige neue, sanfte, graue Farben nennt man „Clouds“, Wollen, die weißen Farben aber nach ihrem Glanz und Ton: Silver, Pearl oder Snow — Silber, Perl- oder Schneeweis. Der Schnitt der Roben ist von größter Einfachheit, besonders verfertigt man schwere seidene Roben ohne jede Rodgarntur, oft sogar ohne Tuniquie, selbst ohne Puff! Nur Gesellschaftsroben zeigen am unteren Rande des Rodes einen 5 Cent. breiten gleichfarbigen Bissé von Krepp oder Tarlatan! Freilich die Sommerstoffe liebt man zu garniren, entweder sehr dicht gezogen oder in Bissé, doch markirt der wollige Stoff sich besser bei gezogenen Rüschen und Garnirungen. Sehr modern ist Spitzenbesatz reich mit Perlen ausgenäht, überhaupt perlengeschmückte Passanterie, auch sieht man bei matten Stoffen die Taillen westenförmig mit Perlen ausgenäht. Polonaisen werden auch noch getragen, aber das neueste Arrangement läßt Tuniquie und Schopftaille selbstständig. Trägt man andersartigen Rod zur Tuniquie, so klebt letztere Polonaise, doch müssen alsdann die Kermel von der Farbe des Rodes sein.

Eine der beliebtesten Roben ist die „Princess“-Robe. Die Taille und die ganze Länge der Vorderbahnen des Rodes werden im Zusammenhang geschneitten, auf der linken Seite über einem Unterkleide mit handbreitem Bissé gefasst; hinten schließt der Rod mit einem Puff am Ende der Taille, von der Seite mit zwei je 16 Cent. breiten, nach den Enden zu breiter werdenden Bändern von der Farbe des Unterkleides gebunden. Schleppe ist zu dieser Robe unumgänglich notwendig.

Am Haupte werden fast alle Taillen mit offenen Revers oder Rüschen getragen, außer dem Haupte deckt man sie durch ein Fichu. Reizend ist das Fichu „Charlotte Corday“, hinten mit einer Schnalle in der Mitte befestigt in halber Höhe der Taille, vorn getrennt, die Enden über die „Apron“ der Tuniquie fallend. Das Fichu „Edinburgh“ hat vorn lange vieredrige Enden und läßt die Schultern halb unbedeckt. Ebenso ist das Fichu „Marie Antoinette“, vorn getrennt und hinten gebunden, außerordentlich beliebt.

Kermellose Westen werden viel getragen, viele sind von einer kürzeren Tuniquie begleitet, die man über eine längere trägt, wodurch drei Röde entstehen; die Taille verziert man an den Seiten mit flachen Taschen.

Wir sahen eine reizende Robe von braunem Foulard mit orange garnirt. Der Rod mit kleiner Schleppe, unten mit einer breiten Garnitur in Doppel-Bissé (zwei Bissé rechts, zwei links), darüber von orange drei Garnierungen, jede mit braunem Kopf, an den Seiten orange-Schleifen mit Braun umrändert, eine Tuniquie von orange, handbreit mit Braun in kleinen Doppel-Bissé befestigt. Die fradahlische Taille sowie die Kermel zieren Revers von orange Taffet; der hochstehende Schopf ist mit einem Futter aus gleichem Stoff versehen.

Auch sahen wir eine Robe in Wasserblauen Foulard, reich mit dead turquois-farbigen, aufrecht stehendem Bissé garnirt. Dead turquois bezeichnet ein seltsames Graublaugrün, eine Farbe, wie sie ähnlich der Türkis befißt! Auch eine laubelfarbene Robe mit hellgrün verziert, und zwar mit einer acht Mal gezogenen Garnitur, der Kopf so breit wie die Garnitur, und reichfarbener, ausgeklagelter Rüschen von grünem Taffet darüber.

Ebenso sieht man für ganz junge Damen dead turquois-farbige Roben mit zartem Rosa oder hellstem Gelb garnirt. Solch ein Promenadenkleid mit gelbem Florentiner Strohhut, welchen Vehren und wasserblaue Binden reich garniren, gewährt einen entzückenden Anblick. Von Hüten neu ist „Sonny“, ein anschließender „Bonnet“ mit schwarzem perlverzertem Füll in Büßen garnirt, und einem reichen Kranz von Fuchsin über und über bedekt. Meistens rotbe, aber auch weiße Fuchsin mit blauem Fuchsin! Hinten links mit einem Knoten und zwei Enden perlverzertter Farbe, die Einige so lang tragen, daß sie vorn bis zur Hälfte der Taille herabfallen.

Junge Damen werden große Strohhüte tragen, die, an der einen Seite in die Höhe gebogen, mit Blumen oder Weinlaub und Trauben verziert sind, sowie mit Sammetband von der Farbe des Kleides.

Sehr beliebt ist das Arrangement zweier Federn, wovon die eine eine Art Nestchen bildet, während die andere aus der ersten hinten herabhängt.

Auch wird man wieder Sammetbänder von der Farbe des Kleides tragen (nämlich für Rebalions und dergl.), die nach hinten in zwei langen, über die Tuniquie reichenden Enden fallen.

Reizend sind weiße sowohl wie schwarze, fischartige Westen von Guipure, reich mit Perlen verziert. Manche schließen vorn mit einer Kofette aus weissem Taffet, schwarzem Repp- oder Motteeband, das in zwei 25 Cent. langen Enden herunterfällt und 6 Cent breit ist.

Die Haare trägt man hoch aus dem Nacken, doch gern an jeder Seite eine lange Lode, oder unter dem Toupé von Flechten oder Puffen, Locken oder offene Haare herabhängend.

Nach ein Wort! Wer nur halbwegs fashionablé ist, trägt für die StraÙe die Taillen von durchsichtigem Stoff bis oben hinan gefüttert, für das Haus oder die Gesellschaft hingegen tief ausgechnittene Untertaillen, die mit einer Spitze oder Zwischenfas und durchgezogenem Band von der Farbe des Kleides abschließen!

Nach einmal bemerke ich die vorherrschende Neigung zum Einfachen! Zudem wir die Toiletten für diese Saison in Augenschein nahmen, die von den ersten Hofmodistinnen gemacht, fanden wir, daß die überreichen Kleider fast alle von zweifelhaften Größen, die einfachen Toiletten hingegen, deren Werth in der Grazie des Arrangements lag, alle von den „great ladies of the upper ten“ befißt waren.

Ausländischer Büchermarkt für Frauen.

Wir geben nachstehend ein Verzeichniß von in den letzten Monaten erschienenen englischen und französischen Werken, die für einen großen Theil unserer verehrten Lesrinnen von Interesse sein dürften, sei es auch nur, um einen Vergleich mit den gleichartigen Erscheinungen unserer deutschen Literatur anzustellen.

- Der „ausländische Büchermarkt“ wird von Zeit zu Zeit fortgesetzt. Agular (Grace), Home influence. A Tale for mothers and daughters. 29th ed., with illustrations. Post 8°. Groombridge. 5 s. Ball-Room (The), Guide. A handy manual for all classes of society. With coloured frontispiece. 32°. Warne. 1 s. Brookfield (Mrs.), Not a heroine. A novel. 2 vols. Post 8°. Smith, Elder. 15 s. Buckingham (E. M.), A self-made woman; or, Mary Idyl's trials and triumphs. 12°. New York. 7 s. 6 d. Chambers's Cookery and domestic economy for young housewives. 23rd ed. 12°. Chambers. 1 s. Charlotte (Princess), A brief Memoir of the Princess Charlotte of Wales, with Selections from her Correspondence, and other Unpublished Papers. By Lady Rose Weigall. With an Original Portrait from a Miniature by Stewart. Post 8°. Murray. 8 s. 6 d. Frederic (M. J. N. de), The continental fish cook, or a few hints on maigre dinners. 18°. Washbourne. 1 s. Gouffé (Jules), The Royal Book of Pastry and Confectionery (Le Livre de Patisserie). Translated from the French and adapted to English use, by Alphonse Gouffé. Illustrated with 10 chromolithographs and 137 woodcuts, from Drawings from Nature by E. Roujat. Roy. 8°. Low. 35 s. Mrs. Greville, The story of a woman's life. Told by „Ursula“. 3 vols. Post 8°. Chapman & Hall. 31 s. 6 d. Handbook (A), for wives and mothers of the working classes. 8°. Glasgow. 6 d. Hooper (Mary), Little Dinners, How to serve them with Elegance and Economy. Post 8°. Henry S. King and Co. 5 s. How to economize like a lady. By author of „How to dress on £ 15 a year“. 12°. Routledge. 1 s. Manning (Anne), Maiden and married life of Mary Powell. 5th ed. Post 8°. Hall. 2 s. 6 d. Marlitt (E.), The old maid's secret. Translated from the German by H. J. G. New ed. 12°. Chapman. 2 s. Marryat (Captain), Valerie. An autobiography. With illustrations. New ed. Post 8°. Routledge. 3 s. 6 d. Mary Ellemere; or, Dawn and Sunlight. An Attempt to Delineate in an Attractive Form the Spiritual Character and Influence of Non-

- conformist Teaching. By a Minister's Daughter. Post 8°. Hamilton. 5 s. My Lady's cabinet. Decorated with drawings and miniatures. 4°. Low. 21 s. Pierce (Mrs. C. F.), Co-operative housekeeping. Romance on domestic economy. 12°. Simpkin. 6 d. Robinson (F. W.), Second-cousin Sarah. 3 vols. Post 8°. Hurst and Blackett. 31 s. 6 d. Stubbs (Lieut. F. A.), Equitation for ladies. Style, fashion, and manners in the saddle. 12°. Hamilton. 2 s. 6 d. Take my advice. A book for every home. New ed. Post 8°. Jas. Blackwood. 2 s. 6 d. Thakeray (Miss), Toilers and spinsters, and other essays. Post 8°. Smith, Elder. 7 s. 6 d. Todd (Rev. John), The daughter at school. New ed. 12°. Nelson. 3 s. 6 d. Tomlinson (Louisa Joyce), Alice de Burgh. A home story for girls. With 8 plates. Post 8°. Virtue. 5 s. Alcott (Miss Louisa M.), Jeunes femmes (good wives). Traduit de l'anglais par Mme. Rémy. In 12°. Sandoz et Fischbacher. 2 fr. 50 c. Assolant (Alfred), Rachel. Histoire joyeuse. In 12°. E. Dentu. 3 fr. Brochard, Guide pratique de la jeune mère, ou l'éducation du nouveau-né. In 12°. A. Delahaye. 2 fr. Crémieux (Hector), et Blum (Ernest), La jolie parfumeuse, opéra-comique en trois actes, musique de Jacques Offenbach. In 12°. Tresse. 2 fr. Hugo (Victor), Quatre-vingt-treize. 3 vol. in 8°. Michel Lévy. 18 fr. Lettres de l'inconnue. In 8°. A. Lemerre. 2 fr. Marie-Antoinette, Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le comte de Mercy-Argeuteau, avec les lettres de Marie-Thérèse et de Marie-Antoinette, avec une introduction et des notes; par le chevalier d'Arneht et A. Gefroy. T. I et II in 8°. Firmin Didot. 20 fr. (Der dritte Band erscheint in Kürze.) Marlitt (E.), La petite princesse des bruyères. Traduit de l'allemand par Mme. Em. Raymond. 2 vol. in 12°. Firmin Didot frères. 6 fr. Méricme (P.), Lettres à une inconnue. 2 vol. in 8°. Michel Lévy. 15 fr. Requête des enfants à naître contre les sages-femmes. Facétie envoyée aux Etats de Languedoc et réimprimée avec une préface par Elie Fraisse. In 12°. (Montpellier.) E. Galette. 5 fr. Roman (le) des femmes qui ont aimé, par Mme. la princesse ***. Préface et commentaire par Arsène Houssaye. In 12°. E. Dentu. 3 fr. 50 c. Rondelet (Antonin), L'Education de la vingtième année. Lettres à ma cousine Nathalie. In 12°. Didier et Co. 3 fr. Sand (George), Le château de Pictordu. In 12°. Michel Lévy. 3 fr. 50 c. Triaire (Paul), Conseils aux mères de famille. Entretiens familiers sur l'hygiène de la première enfance. In 12°. G. Masson. 3 fr.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. II, Seite 180.

Table with chess notation and solutions for White and Black pieces.

Auflösung des Rebus Seite 180.

„Milk ist Wein für Kinder, Wein ist Milk für Alte, sagt Inseland.“

Buchstaben-Räthsel.

Von v. B. in B.

Grid of letters for a word puzzle: N O D B, M O R E, N A L E, M A E E.

Diese Buchstaben, richtig gestellt, geben von links nach recht gelesen: 1. Einen atrömischen Ort. 2. Stadt in Holland. 3. Ein geschätztes Gewächs. 4. Vorbedeutung. Von oben nach unten gelesen: 1. Einen römischen Kaiser. 2. Etwas, jedem lebenden Wesen eigen. 3. Eine Stärkung. 4. Schluß eines Gedetes.

Gedicht und Räffelsprung-Aufgabe.

Von A. Gr. Hallestrom.

Table for a word game with columns: Mäd-, fig, Ze-, Und, gol-, dein, der, jo and rows: rum, Haar, le, sü-, del-, Schaf, ler; rein, bes, stein, Dein, al-, Mein, E.; chen, da-, bes, Per-, ter, Mäd-, das; lof-, und, La-, Wie, klar, ein, größ-; der, Du!, Die, lie-, chen, bist, Dein; hell, den, Di-, chen, Herz, ber-, ist; Denn, mant, Mein, kennt, Jo, nennt!, ja; jo, wallt, dich, klingt, a-, du, das, sil-

Correspondenz.

Amaryllis. — G. N. N. — Helene v. W. Ihre Frage, betreffend Leberflecke, ist unter Chiffre J. B. in Berlin auf Seite 100 d. Z. beantwortet worden. Eine junge Frau. Solche schwarze, wenig erhabene Hautflecken sind ganz wie Leberflecke fortzuschaffen, am besten wie unter Chiffre J. B. in Berlin auf Seite 100 d. Z. gerathen wurde.

Cordula. Wenden Sie sich wegen der Strickmaschine an H. Jordan, Berlin, Marggrafstr. 107. Abon. in Prag. Wenden Sie sich gefälligst an Fräulein Marie Bauer in Bielefeld, Herr. Schlesien, der Erfinderin und Patentinhaberin der Vordrudmaschine für Stricker. Ein Maschinentuch mit fünf verstellbaren Nadeln kostet 20 fl. Vergleichen Sie. 1. Das Waschen der Haare mit Camillethee wäre sehr ungesund, aber, was Sie damit bezwecken wollen, nämlich das Dunkelwerden der Haare zu vermeiden, wird nicht erreicht werden. Eine Auflösung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser ist ein ganz unschädliches Mittel gegen Miteiser. Leopoldine und Cälinor. Lästige Stirnhaare kann man wohl durch ein der von uns oft genug angeführten Enthaarungsmittel fortzuschaffen, wenn man aber darum das Wiederwachsen derselben nicht zu verhindern wenigstens nicht in allen Fällen. M. B. in B. Gegenfänge aus Hirschleder wäscht man mit sehr viel Seife in handwarmem Wasser, spült in ebenso warmem Wasser nach und trocknet sie rasch. J. H. in B. Ein Mittel zum Entfernen der Stockflecke aus Glasgefäßen schenkt ich unter Chiffre N. M. in B. Seite 52 d. Z. angegeben werden. Aufbewahren der Handschuhe an einem luftigen und trockenen Ort ist das beste Präservativ gegen solche Flecke. — Seiden-Fichus werden am schönsten in der chemischen Wäsche gewaschen. Eine junge Kaufmannsrau. Begleichen Sie den tränklichen Gummi mit zwei Tage hintereinander mit warmem Wasser von 40 bis 45° Reaumur und wäschen Sie die Blätter allwöchentlich einmal auf beiden Seiten. Der Baum ist zwischen April und Juni zu verpflanzen. Beata G. aus B. Ihrem Mittel gegen Sommerproben: „allabendlich Waschen des Gesichtes mit Salzwasser und Eintrocknenlassen desselben an der Luft“ können wir noch viele ähnliche hinzufügen, wüssten wir nicht, daß alle diese Mittel entweder völlig unwirksam sind oder doch nur vorübergehend wirken. Die Sommerproben entwickeln sich unter dem Einfluß des Sonnenlichtes nicht auf, sondern unter der Oberhaut; wirksamsten erweist sich das Tragen gelber, grüner oder brauner Schürzen während des Frühjahrs. G. v. Th. Acht Loth Rindermark werden in Wasserbade geschmolzen, dann geliebt, mit 1 Loth fettem Jasminöl verfest und 1/4 Loth Borax in 1 Loth Rosenwasser gelöst allmählig unter beständigem Umrühren zugegeben und bis zum Erkalten gerührt. Langjährige Abonntin. Wir empfehlen Ihnen die Anschaffung der Schriftens: die deutsche Buchfabrikation von F. Oppner; dasselbe enthält viele Vorschriften, um die im Handel gebräuchlichen Flechtmaschinen zu bereiten, zu stellen, zu rändern und aufzubewahren. Das Schriftens erstehen bei B. G. Voigt in Weimar und kostet 15 Sgr. Gr. K. in B. Flecke von Höllestein (Silberfalter) in Leinwand schenkt man am besten auf folgende Weise fort: Man betupft die Flecke mit einer frisch bereiteten, sehr verdünnten Mischung von aufgelöstem Manganoxidaurem Kali und Salzsäure und wäscht dann mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron (Antichlor) nach. P. v. P. in M. Bei Z. Stockflecken lassen sich aus Atlas oder anderen seidnen Stoffen durch höchst rectificirten Weingeist, dem ein kleiner Theil von Salznägel gegeben, entfernen. Nach der Reinigung wird die Zeug auf der Rückseite mit Krausemünzwasser, verfest mit ein wenig Essig, befeuchtet und gelagert. Abon. in B. — Helene v. W. in M. — Abonntin in Dresden. D. Haarfarbemittel Krinodrom erhalten Sie bei E. Karig, Berlin, Voigtelplatz 9. Preis: 1/2 Thaler. L. J. Die Schwingmaschine wird Ihnen in Leipzig irgend ein renommirtes Magazin für Hauswirthschafts-Gegenstände verschaffen können; der Preis derselben beträgt ca. 12 bis 16 Thaler. M. P. v. L. Durch den wiederholten Genuß von scharfem Citrus-Citronenlast verbindet man, daß der Magenlast seine verdauenden Kräfte äußert, in Folge dessen tritt eine Ernährungsstörung ein, die zu einer fehlerhaften Blutbildung führt, das gesunde Aussehen wird gefehlt, es entsteht eine krankhafte Blässe, welche krankhafte Empfindungen interessant und schön findet. Rechnen wir hinzu, daß dadurch der Magen frühling eine erhebliche Atkürzung erfährt, und eines Tages die Magen anknüpft und den Wunsch mitbringt, die rothen Wangen und den gelben Körper von ehern wieder zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zu erfüllen ist — so finden wir den Einfluß, welchen Citruslast und falsche Sentimentalität machen, etwas hoch. Cl. B. in Ch. Das kleine, genätsche Insect, Fischehen oder Buderger nennt, vertilgt man, wenn man in die Nähe der Rigen, wo sich dasselbe aufhält, Abends enghaltige Gläser, in welche man etwas Budergerstreut, aufstellt. Die Fischechen kriechen hinein und fangen sich so. B. in B. Als Bezugsquelle für hölzerner Serviettenringe wird uns genannt die Kunstschleierei von Josef M. in K. in Deutschbrod in Böhmen. Die Ladiren von Holzmalereien ist ausführlich im Bazar, Jahrg. 1873, Seite 20, beschrieben worden. C. Sch. Nr. 88. Sie schaffen den Grünspan von dem Bronze-Gegenstände indem Sie denselben zuerst mit Stearindl (Oelsäure, Naphol) reinigen bis der Grünspan verschwunden ist und dann mit gutem Wiener nachspülen. — Ein Mittel zur Vertilgung von Ameisen ist unter Chiffre „Hausfrau in Bolen“ auf Seite 194, Jahrg. 1873 d. Bazar, verzeichnet. Abonntin in N.-M. Der sog. Baunscheidtsmus beruht auf der Hervorbringung starker britlicher Hautreizungen, wie solche die Krätze da, wo dieselben für angezeigt erachten, auf sehr verschiedene Weise erzeugen können. Von Laien ausgeführt, sind dergleichen Kurpfulcherien immer sehr bedenklich, und können, am unrichtigen Orte angewendet, gerade die der gewöhnlich entgegengesetzte Wirkung hervorruhen. Das „Stäubchen“ oder „Mündel“, welches dem Lebensmeyer Baunscheidts' beigewandt wird, kann nach Dr. Hager durch Digestion von 1 Theil Euphorbia Theilen Seibelfatrinne, 1 Theil Weingeist und 20 Theilen Olivenöl beigestellt werden. S. bei N. Des sog. Dr. Stanley's Kräftestanz ist eine Tinctur von Vanille, Galgant, Jitterwurzeln und ähnlichen Gewürzen. Dr. Baum's Revolvertract besteht nach Prof. Wittstein aus 9 Theilen Vanille, 1 Theil Lavendelöl, 1 Theil Terpentindl, 5 Theilen Spiritus. J. H. in G. Seidenstoffe zc. können Sie dadurch zum Aquarellieren auch zum Delmalen vorbereiten, daß Sie denselben eine Grundirung in Hausenblaselösung oder von Eiweiß geben. Das Eiweiß bringt man dann zum Gerinnen (Coaguliren), indem man die bestrichene Fläche heißen Wasserdämpfen aussetzt. Abonntin in B. Die durch Heißberkeit verursachten Flecken lassen sich durch Betupfen mit trischem Chlorwasser oder wässriger schwefeliger Säure (aus der Apotheke) entfernen. N. aus dem Vessoff. Lassen Sie zur Bedeckung der Narbe in der Wund sich aus Wisnuthweiß oder Zinkoxyd, Rosenwasser und etwas Vanille tinctur eine weiße Schminke bereiten. Junge Gräfin aus H. Das Waschen des Gesichtes mit verdünntem Braunstein schadet den Augen nicht; natürlich muß man dafür sorgen, daß das Waschmittel nicht direct in die Augen gebracht wird. Seidenraupen in Oesterreich. Wenden Sie sich wegen des Bezuges von Seidenraupeneiern gefälligst an die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, oder an ein Mitglied derselben, z. B. an Hrn. Dr. Ignaz von Hofmannsthal, Wien, Tuchlauben 15. Theodora in B. Dr. med. Rud. Weil, homöopathischer Arzt, Dirigent der inneren Klinik in der homöopathisch-chirurgischen Heilanstalt, Berlin, Trebbinerstr. 2. Dr. W. in G. Die abgeblühten Zwiebeln der getriebenen Spacienten läßt sich allerdings noch verwerten, sobald man nämlich einen Garten zu Verfügung hat. Nach dem Abblühen nimmt man sie aus dem Topf, läßt sie troden werden, schlägt sie dann oberflächlich, und zwar alle Zwiebeln gemeinschaftlich in Erde ein und pflanzt sie im August an Ort und Stelle in die Erde ein. Im nächsten Frühjahr blühen diese Spacienten nur schwach, dafür aber im zweiten Frühjahr fast so schön wie die ersten Antreiben. Dies gilt alles nur für Zwiebeln, welche in Topf und Erde getrieben wurden, mit den über Wasser in Spacienten getriebenen Zwiebeln ist schlechterdings nichts mehr zu machen. T. K. aus G. Als weiße Lack für Strohhüte können Sie eine Auflösung von 4 Theilen Borax und 12 Theilen weissem, gelbeichtem Schellack, 80 bis 100 Theilen Wasser, durch Kochen erhalten, welche Lösung durch Wasserzulaß beliebig verdünnen läßt, gebrauchen. Eine Magyarin in H. Guttapercha-Leinwand zur Bedeckung des Gesichtes erhalten Sie in Wien in der Apotheke von A. Moll, Tuchlauben 9. Eine junge Frau in Z. Wir können unmöglich den ganzen Anlauf der Behandlung der Fußhöden, welcher auf Seite 116, Jahrg. 1873 d. Bazar steht, nochmals abdrucken. Wollen Sie gefälligst die betreffende Nummer durch die nächste Buchhandlung sich kommen lassen. Fragekasten. 26. Vermöchte man wohl aus Quabratzoll ganz Abschneiteln von verschiedenfarbigen Seidenstoffen, wie ich deren Quabratzoll befiße, und wie solche sich leicht in mandem Hausat aufzukammeln ließen, ein hübsches und Nützliches anzufertigen? C. H. in B. 27. In einem Damen-Verzorn findet sich eine Mittheilung über Zwiebel der Iris persica, als eines der Türkinnen und Neugriechinnen famten unschädlichen und dort sehr gerühmten Schminntmittels. Wüssten Sie vermag eine Felerin des Bazar aus eigener Erfahrung anzugeben, wie ein Badres an dieser Mittheilung ist, und woher etwa dergleichen Zwiebeln beziehen sind? A. P. in B. 28. Auf welche Weise ist am wirksamsten dem Hauschwamm zu begegnen? J. J. Sch. in Cassel.